58

Kolatschek

St. W. 0 74.

Die

Stellung der Frauen

in

Amerika.

Zum Besten des „Evangelischen Frauenvereins“ in Wien.

Die

Stellung der Frauen

in

Amerika.

Ein Vortrag

von

Adolf Kolatschek.

Wien 1864.

Verlag von Carl Schönewerk.

Allen

Freundinnen wahren Frauenthums

gewidmet

vom Verfasser.

Inhalt.

Vorbemerkung.

Die Frage, welche Stellung die Frau in der modernen Welt einnehmen soll, ist bekanntlich eine sociale Streitfrage. Sie wurde in Europa zuerst in Frankreich gestellt und fand von da ihren Weg nach Deutschland. Wie es aber mit allen Controversen bei uns geht, so ging es auch mit dieser. Rein literarisch gefaßt, wurde sie auch blos literarisch behandelt. Zu einer wirklichen Lösung kam es nicht und der ganze Streit blieb resultatlos. Doch kann man drei Parteien unterscheiden. Wie in der Politik gibt es nämlich eine Rechte, eine Linke und ein Centrum. Die Rechte stellt principiell den Mann über die Frau, die Linke umgekehrt die Frau über den Mann, das Centrum oder die Mitte will beide als ebenbürtig ansehen. Zur ersten

Richtung zählt der Philosoph Arthur Schopenhauer; sein Kapitel über die Weiber ist ein wahrer Weiberfeindschaftscodex. Die zweite Richtung vertritt G. Jung, dessen „Geschichte der Frauen," wovon jedoch nur der erste Band erschien, eine Ehrenrettung des schwachen Geschlechts sein soll. In der Mitte stehen die beiden Kulturhistoriker W. H. Riehl und Bogumil Goltz, von denen jener zum rechten, dieser zum linken Centrum zu rechnen. Riehl geht von einer ganz humanen Auffassung des Weibes aus, läßt sie aber von mittelalterlichen Tendenzen überfluthen; Bogumil Goltz hingegen trennt die Frau in concreto von der Frau in abstracto — im „Sonntags- und Werkeltagskleide" — und kann sie hinterher wieder schwer vereinen. Dieses Unvermögen der Vereinigung dient überhaupt der Mittelpartei, die über das bloße Verlangen nicht hinauskommt, zum Vorwurf. Andererseits pflegen die sogenannten Theoretiker und Praktiker es mit den Extremen — dem einen oder anderen — zu halten. Der goldene Mittelweg scheint also bei den Frauen nicht der rechte zu sein; man muß sie nehmen

wie sind, oder gänzlich lassen, ein Drittes gibt's nicht. Was mich betrifft, so bekenne ich, zu keiner der erwähnten Fractionen zu gehören; der Gegenstand meines Vortrags hat mit ihnen nichts zu thun. In Amerika ist die Frage längst entschieden und es kommt nur darauf an, die Entscheidung richtig zu verstehen. Da ich mich um dieses Verständniß an Ort und Stelle aufrichtig bemüht, will ich versuchen, es hier darzulegen.

Ich spreche zuerst von der Stellung der Frauen:

* * *

I.

In der Oeffentlichkeit.

Die Achtung, welche die Frau in Amerika genießt, zeigt sich schon auf der Straße. Die Frauen werden nicht gegrüßt, sondern grüßen, wie in England, selbst. Sie gehen an der Seite der Häuser und der Mann weicht ihnen aus, indem er die Cigarre weghält. In Boston darf auf der Straße nicht geraucht werden, es ist der Damen wegen nicht erlaubt, und das Verbot wird streng gehandhabt. Will eine Dame auf die andere Seite der Fahrstraße hinüber, so tritt sie an die Ecke des Kreuzwegs. Der erste Kutscher, der vorbeifährt, hält an und läßt sie passiren. In Folge dessen bleibt oft eine ganze Wagenreihe stehen. Wollte ein Kutscher ungalant sein und dem Zeichen einer Frau nicht folgen, so würde der nächste Konstabler ihn zur Erfüllung seiner Pflicht anhalten.

Fiaker und Droschken gibt es keine, oder, wie in den größeren Städten, nur wenig. Die Frauen

benützen daher, wie alle Welt, cars (Pferdeeisenbahn) und Stellwägen. Wenn aber eine Dame, um einzusteigen, die Thüre eines Stellwagens öffnet und dieser ist besetzt, so steigt der erste Herr aus. Aehnlich geht es auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, wo die Damen ihre eigenen Waggons und Salons haben. In diese darf kein Herr ohne Begleitung einer Dame hinein. Sind die lady-cars überfüllt, so begibt sich die Neuangekommene in einen Herren-Waggon, der dadurch sofort zum lady-car wird; die Herren stehen auf, räumen ihr den besten Sitz ein, enthalten sich des Rauchens u. s. w. Dieses Benehmen ist auf den großen See- und Flußdampfern förmlich Vorschrift. Hier sieht man oft an der Stelle, wo bei uns der Speise-Tarif hängt, ein gedrucktes Plakat, welches das Verhalten der Männer gegen die Frauen regelt. In einem Paragraph z. B. heißt es: „Die Herren setzen sich nicht zu Tische, bevor die Frauen sitzen" — in einem anderen: „Streckt die Füße nicht vor den Damen auf die Stühle" — in einem dritten: „spuckt nicht auf den Fußboden" u. s. w.

Am rücksichtsvollsten sorgt man für die Damen in den Hotels. Jedes größere Hotel hat eine eigene Abtheilung für Frauen. Dieselbe ist so viel als möglich von dem übrigen Gebäude getrennt. Ein eigener Eingang, lady-entrance überschrieben, führt von außen dazu. Die Pforte desselben ist gesperrt oder bewacht, und Herren erhalten ohne Damen keinen Einlaß. Will ein Herr eine angekommene Dame sprechen, so wird er in ein apartes parlour geführt. Die Gemächer für Frauen sollen, den Bedürfnissen entsprechend viel comfortabler und eleganter eingerichtet sein, als jene für Herren. Manche Damen erfreuen sich darin eines Luxus, den sie zu Hause entbehren. Ueberhaupt leben die Damen in ihrem Flügel ganz für sich; sie gehen, speisen und plaudern mit einander, ohne ihrer Männer und Freunde zu bedürfen. So manche kann hier im Stillen jubeln, der drawbacks ihrer Häuslichkeit los zu sein. Darum ist auch das Hotel der Zielpunkt, wornach sich alle haus- und ehemüden Frauen sehnen. Man kann eine schmollende Ehehälfte zuweilen schon dadurch versöhnen, daß man ihr verspricht, sie auf einen Monat in's

Hotel zu schicken. Andererseits braucht eine Frau, die ihrem Mann entfliehen will, blos in's nächste Hotel zu ziehen, so ist sie vor jeder Verfolgung sicher. Reisende Damen können stets rechnen, bequeme Unterkunft zu finden. Sollte auch ihre Abtheilung besetzt sein, so macht man ihnen doch anderweitig Platz. Gewöhnlich werden — unter Vorsicht vorheriger Abschließung — ein Paar Herrenstuben in lady-apartments verwandelt. Den dabei nöthig werdenden Arrangements fügen sich die davon betroffenen Herren natürlich bereitwillig. Außerdem herrscht in manchen Hotels die Uebung, eintreffende Herren erst nach Ankunft sämmtlicher Damen zu placiren. Dieser Usus ist namentlich in Hotels üblich, die von der Heerstraße abseits und isolirt liegen. Wie rigorös derselbe befolgt wird, mag ein Fall darthun, den ich selbst erlebt habe.

Wir machten, drei Herren und eine Dame, einen Ausflug nach Catskill Mountains, dem „amerikanischen Rigi." Auf der Höhe des Berges steht ein großes Hotel, das im Sommer sehr besucht ist. Eine gute Straße führt von der Station der Hudsonbahn, wo man aus-

steigt, bis hinauf und man hat einige Stunden zu fahren, ehe man oben anlangt. Die Expedition geschieht durch Omnibusse, die immer in genügender Zahl für eine größere Reisegesellschaft vorhanden sind. Man braucht deßhalb wegen Mangel an Platz nicht besorgt zu sein, wie denn überhaupt in Amerika das Fahren mit Extrapost nicht bekannt ist. Trotzdem beschlossen wir, um uns ein Unterkommen zu sichern, einen Extrawagen zu miethen und dem Gros der Gesellschaft voraus zu eilen. Wir kamen damit wirklich eine Stunde vor allen anderen Gästen an und freuten uns schon, daß der gute Einfall geglückt sei. Das Hotel war, wie wir hörten, zum großen Theile leer. Auch trat der Wirth, uns würdigst empfangend, prompt heran, und unser Freund sammt Frau erhielten sofort ihr Zimmer. Nachdem dies geschehen, kam, so meinten wir, die Reihe an uns; wir stellten uns bereits dem Wirth zur Verfügung. Aber welche Enttäuschung! Der Mann schien über unsere Frage nach einem Zimmer ebenso verwundert, wie wir über seine Antwort. Er sah uns eine Weile seitwärts an und sagte hierauf

trocken: „als Gentlemen ohne ladies müssen Sie warten, bis alle Damen da sind.“ Alles Demonstriren war vergebens; der Yankee blieb unerschütterlich. Wir mußten, ob wir wollten oder nicht, warten! Und dieses Warten währte von 10 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, wo die letzten Wagen vorfuhren. Als deren Inhalt, worunter abermals einige ladies, endlich geleert und untergebracht war, gestatteten wir uns die Frage, wie es nun wohl mit uns sein würde? — „Wohl, Sie bekommen kein Zimmer, alle voll ladies, werden mit zwölf Anderen im Speisesaal am Erdboden schlafen.“ Das war die Antwort, und das sollte zugleich der Lohn für das lange Warten und den Extrawagen sein. Man wird unsere europäische Entrüstung begreifen. Als Beweibten, ersuchten wir unsern Freund, für uns zu interveniren. Allein auch seine Intervention half nichts. Die Zimmer waren wirklich genommen und es blieb nichts übrig, als uns zu ergeben. Um noch ein Mittel zu versuchen und wenigstens dem Speisesaal zu entgehen, griff unser Freund zu einer Kriegslist. Er stellte uns dem Wirth als distinguished

foreigners, vornehme Fremde vor. (Nach den ladies kommen im Range die distinguished foreigners und nach diesen die membres of the press). Infolge dessen bot uns der Wirth sein eigenes Schlafzimmer an, und mit diesem, obwol es mehr eine Spelunke war, mußten wir uns begnügen *).

Fälle wie dieser, kommen nicht selten vor. Besonders im Sommer, wenn die große Hitze und mit ihr der allgemeine Aufbruch beginnt, hört man oft davon erzählen. Zu dieser Zeit ist ein Mann ohne Frau in

---

*) Die Kriegslist unseres Freundes bewährte sich noch in anderer Weise. Schon am nächsten Tage wurde unser Gepäck in das erste freigewordene Zimmer geschafft. In Folge eines Scherzes entstand das Gerücht, die beiden Fremden seien Russen, und wollte das ganze Hotel die jungen Fürsten Mentschikoff und Poniatowsky sehen. Nur aus Rücksicht auf unseren Freund, bewahrten wir das Incognito, das jetzt unangenehm zu werden drohte. Endlich schlug die Stunde der Abfahrt, welche ein großer Theil der Gäste antrat und der Wirth leitete. Zuerst wurden die ladies mit gentlemen , hierauf die

Verlegenheit, was er mit sich anfangen soll. Will er reisen, so hat er eine Menge unangenehmer Eventualitäten vor sich; will er nicht reisen, sondern in den Urwald gehen, so hört die menschliche Existenz überhaupt auf; will er zwar reisen, aber die große Heerstraße meiden, so läuft er Gefahr, eine schlechte oder gar keine Unterkunft zu finden. Zu Hause bleiben aber kann er nicht, das provocirende Klima läßt ihn nicht in Ruhe — was soll er also thun? Eine lady, ach, eine lady, ein Königreich für eine lady, wäre es auch

---

gentlemen ohne ladies in verschiedene Wagen verpackt. Uns ersuchte der Wirth, wieder zu warten, so daß wir schon einen neuen Streich voraussahen. Da rollte aber eine prächtige Kutsche heran, die an der Stelle, wo wir standen, still hielt. Der Wirth öffnete den Schlag, bat uns, Platz zu nehmen und dankte für den Besuch. Wir hatten uns noch nicht von unserer Ueberraschung erholt, so flog der Wagen davon. Waren es die distinguished foreigners oder die Russen, die dieses Ereigniß bewirkten? — Wir glaubten, wohl mehr die letzteren, als die ersteren.

nur zur Reise — so seufzt in solchen Augenblicken mancher bachelor im Geheimen.

Auch Europäer, welche an ihre Sitten gewöhnt, anfänglich das Glück des Ohne-Frau-reisens nicht genug rühmen können, kommen von ihrer Meinung in Amerika sehr bald zurück. Ein einziger Abstecher nach Point so oder so genügt, sie von der Ketzerei ihres Unglaubens zu bekehren. Sie erscheinen dann zuweilen ganz sanft und kleinlaut, und möchten mit dem größten Vergnügen alle Schachteln tragen, wenn nur die liebe Frau mit wäre.

Zum Glück ist das Schachteltragen in Amerika nicht nothwendig. Die Einrichtungen der amerikanischen sind so zweckmäßig, daß man mit solchen Plackereien verschont ist. Der Reisende übergibt sein Gepäck gleich beim Eintritt in den Bahnhof. Am Eingangsthore stehen zwei Leute, von denen der Eine das Gepäck annimmt, der Andere dafür die Marken austheilt. Der Inhaber des Gepäcks geht blos hindurch, indem er seine Marke in Empfang nimmt. Für das Gepäck selbst wird nichts gezahlt, da es auf allen Bahnen frei ist.

Auch Gebühren für die Uebergabe und Trinkgelder finden nirgends statt. Bezüglich der Fahrkarten, deren es nur eine Klasse gibt, herrscht beim Ankauf die vollste Freiheit. Man kann solche nach Belieben, entweder an der Kasse — wenn diese offen und überhaupt vorhanden — oder erst während der Fahrt einlösen. Zu diesem Ende sind die Conducteurs stets mit Fahrbillets versehen, von denen sie nach Bedarf blos den für die betreffende Strecke giltigen Coupon abschneiden. Der in ihrer Hand zurückbleibende Rest der Karte, sowie die Wachsamkeit des Publikums, das seinen Vortheil genau kennt, bilden die Controle. Die Folge dieser Einrichtung ist, daß Wartsäle entbehrlich erscheinen und der Reisende gleich in den Waggon einsteigt. Erstere werden in der Regel nur auf Zwischenstationen errichtet, wo die Züge anhalten und die Passagiere warten müssen. Ebenso einfach wie die Uebergabe, geht die Rückgabe des Gepäcks vor sich. Dieselbe wird nicht durch die Bahn, sondern durch eigene Gesellschaften, sogenannte express companies, bewerkstelligt. Auf jedem Zuge fährt ein Expreß-Beamter mit, der vor

jeder Station die Waggons abgeht und sich zur Besorgung des Gepäcks anbietet. Wer sich nicht selbst damit befassen will, tauscht blos seine Gepäcksmarke nebst Adresse gegen die Marke der Gesellschaft aus. Der Beamte sortirt das Gepäck noch vor der Ankunft und liefert es am Stationsplatz an seine Leute ab. Hier steht bereits der Gepäckswagen der Gesellschaft, der Alles aufnimmt und rasch davoneilt. Noch ehe der Angekommene manchmal seine Wohnung erreicht — der Amerikaner sieht gewöhnlich vorerst in's Geschäft — ist sein Gepäck schon im Hause.

Für Frauen haben diese Einrichtungen ganz besondere Vortheile. Sie erlauben ihnen zunächst, recht viel Gepäck zu führen. Die Amerikanerinnen sind in dieser Beziehung nicht sehr bedenklich. Ihr Gepäck besteht meistens nicht aus einem Koffer oder ein Paar Schachteln, sondern aus einer ganzen Arche Noah's. Die letztere ist groß genug, um die gesammte vorsündfluthliche Schöpfung unterzubringen. Auch packt die Amerikanerin, wie Vater Noah, Alles ein, was für die etwaige Nachwelt von Interesse sein kann. Von

jedem Sächelchen wird ein Pärchen ausgesucht, damit es die Weltuntergangsperiode überdauere und glücklich in der neuen Welt wieder anlange. Die vielen Dingerchen geniren ja nicht, warum sollte man ihnen also das Vergnügen rauben, sich die Sündfluth mit anzusehen? Ueberdies finden sie so leicht Platz und macht die bequeme Arche alle Koffer, Taschen, Säcke u. s. w. überflüssig. Wollte man auch, mit dem Gewicht sparend, die Frachtarche zurücklassen und sich dafür auf einer Flotte von Koffern und Schachteln einschiffen, so wäre dies doch nicht möglich. Jeder Reisende hat in der Regel nur auf eine Marke Anspruch und ist deßhalb genöthigt, sein Gepäck in ein Colli zu concentriren. Welche Wohlthat das namentlich für Damen ist, wissen sie oft selbst nicht und lernen es erst durch die Praxis kennen. Die Gepäcksmarke ist eine sauve-garde gegen alle Trödelweiber. Man begegnet diesen in Amerika nirgends, und eine Amerikanerin nimmt außer ihrer Arche nichts mit, als etwa eine Handtasche. Der Sonnenschirm und diese — wenn sie nicht der Mann trägt — sind Alles, womit sie sich belastet.

Ein zweiter Vortheil, den amerikanische Frauen auf Reisen haben, betrifft ihre persönliche Bewegung. Da eine Amerikanerin mit Gepäck und Kasse nichts zu thun hat, so ist ihre Beweglichkeit ungemein erhöht. Sie kann ebenso leicht allein auf den Bahnhof gehen, als sich von demselben wegbegeben. Geschützt, wie sie durch die Sitte ist, bedarf sie dazu keiner männlichen Begleitung. Wünscht sie aber eine solche dennoch, so hält es auch nicht schwer, sie zu beschaffen. Ein Freund oder Bruder folgt ihr zu dem car, in den sie einsteigt, und eine Freundin oder Verwandte erwartet sie am depot, wo sie aussteigt. Ein weiterer Beistand wäre reiner Luxus; denn in ihrem Waggon sitzt sie wie in der Kirche und schwebt der heilige Geist selbst über ihr*). Die einzige Gefahr ist ein Elementarunglück, vor dem Niemand sicher, und wogegen selbst der liebe Herr-Gott sie nicht schützen kann.

Dieses Gefühl ihrer persönlichen Sicherheit und Freiheit wirkt auf die Stimmung der reisenden

*) Jeder lady-car hat sein Toilettegemach mit Vorzimmer, Sammtbänkchen u. s. w.

Damen sehr günstig ein. Sie erscheinen nicht gedrückt wie Lastthiere, sondern leicht und munter wie Aphroditinnen. Die reisende Frauenwelt auf einer Eisenbahn in Amerika sieht daher ganz anders aus, als das weibliche Publikum auf unseren Bahnhöfen. Man wird nie einer weiblichen Gestalt begegnen, die, den Angstschweiß auf der Stirne, wie ein Schlachtopfer herankeucht, während sich in ihrem Blick alle ausgestandenen und kommenden Plackereien ausmalen. Daß diese Haltung der Frauen dann auch die männliche Reisegesellschaft beeinflußt, ist selbstverständlich. Ein amerikanischer Train, der, wie eine Fahrklasse, auch nur eine Klasse Menschen kennt, die alle von dem Gesetz der ladyship regiert werden, braust in der That dahin, als ob Geist und Maschine in ihm eins wären.

Dank diesen Einrichtungen reist eine Amerikanerin gleich einer Göttin. Sie geht von einer Stadt zur andern, wie aus einem Zimmer in's andere. Ueberall fühlt sie sich chez soi und die ganze Union bildet ihr boudoir. Mit ihr zu wandern ist daher

keine Qaal, sondern ein Vergnügen. Auch wird der Wanderer, der selbst keine lady hat, durch die Gesellschaft der anderen entschädigt. Schon der bloße Sitz in einem lady-waggon genügt, das Gemüth zu erheitern. Noch freundlicher ist das Bild eines Dampfschiffes, das mit einer company schöner Unionstöchter am Bord über den Spiegel eines der großen Seen oder Ströme dahinschießt. Hier gesellt sich zu dem hübschen Exterieur der Frauen noch die außerordentliche Eleganz der Schiffsräume, die zusammen mit dem dunkeln Hintergrund der Männer eine demokratisch-aristokratische Färbung hervorbringen. Sendet Zeus noch eine helle Mondnacht, so ist das poetischeste Gemälde, ein Stück amerikanischer Romantik, fertig. Fremde, die über die Prosa der amerikanischen Natur und Menschen klagen, sind gewiß nie mit schönen Amerikanerinnen gereist. Sie würden sonst gelernt haben, daß die wahre Poesie nicht in jener, noch in diesen, sondern in den socialen Institutionen selbst liegt. Wo diese, wie fast allenthalben bei uns, in Verfall sind, da gibt es auch keine ächte Poesie, folgerichtig keine Wissenschaft u. s. f.

mehr; wo dagegen eine sociale Form lebt, die sich fortentwickelt, wie im Vereinigten Staatenbunde, da ist das Leben selbst poetisch, wenn gleich es nicht gesagt wird. Die gedruckte Poesie und Dichtung sind ohnehin nur das Resultat der erlebten und können, wo letztere existirt, auf die Länge auch nicht ausbleiben. Diese Aussicht und Hoffnung, die wir immer mehr verlieren, besitzt Amerika noch vollständig; sie beginnt dort sich täglich mehr und mehr zu realisiren. Unsere Staatsmänner müssen sich sehr beeilen, wenn sie mit Gründung ihrer Staatspoesie nicht zu spät kommen und uns mit der Aussicht auf jene nicht zugleich die Hoffnung auf diese rauben wollen. Im Vergleich zu ihnen zeigen die amerikanischen Damen einen viel größeren, staatsmännischen Takt und Blick. Sie kennen den Zusammenhang von Staat und Poesie nicht nur sehr genau, sondern sind auch eifrigst bedacht, ihn mit immer neuen Reizen zu umgeben. Es verlohnt sich, dieser Staatskunst, so weit sie im Reisekostüm auftritt, noch etwas weiter nachzugehen.

Wenn eine Amerikanerin auf Reisen geht, so

wird vor Allem ein Gedanke in ihr rege. Es taucht vor ihr die Frage auf, ob sie einen Schutzmann sich erküren solle oder nicht. Nach Landesbrauch hat sie das Recht, wenn sie keinen Vasallen von Hause mitführt, einen solchen aus der vorhandenen Reisegesellschaft zu ernennen. Die Art, wie dies geschieht, ist sehr einfach. Die Entschlossene tritt an den, so ihr dazu geeignet scheint, heran und sagt: „Sir, ich reise nach X, wollen Sie die Güte haben, mich zu beschützen?“ „Zu Ihren Diensten, Fräulein.“ Damit ist die Sache abgemacht. Vielleicht fügt der Angeredete hinzu, „aber ich reise nur bis Q.“ — „Thut nichts,“ entgegnet sie, „dann bleiben wir bis Q beisammen.“ Wenn wir uns gesprochen haben — denkt sie und denken auch wir — wird er doch vielleicht bis X reisen. Man muß dabei wissen, welches die Aufgabe eines solchen „Protectors“ ist. Er hat im Allgemeinen zweierlei zu thun: Erstens muß er schweigen, wenn er nicht gefragt wird, und zweitens hat er jedes Winkes gewärtig, den schwachen Schützling freundlichst zu bedienen. Der Lohn, den er für seine Dienste erhält, ist mannigfaltig und wird ihm

gewöhnlich noch während der Reise zu Theil. Der Protector hat das Recht, oder — da er eigentlich nur in Pflicht genommen — vielmehr die Pflicht, seiner Beschützten überall nachzufolgen, mit ihr in den lady-car oder Damensalon zu treten, sich neben sie zu setzen, bei Tisch ihr aufzuwarten u. s. w., mit einem Wort, den accomplished gentleman zu spielen und auf alle anderen seines Gleichen, die nicht in derselben Lage sind, als auf Parias herabzusehen. Die übrige Gesellschaft, welche die Rosen- und Dornenpfade der protectorship sehr wohl kennt, respectirt ihrerseits seine Stellung mit viel Rücksicht und erweist dem glücklichen Unglücklichen alle daraus sich ergebenden Ehren. Sollte irgendwo ein unvermuthetes Hinderniß hervortreten, so braucht der Beschützer nur seinen Schützling herbeizurufen, und dasselbe ist sofort gehoben. Ja, der Schützlingsengel ist meist selbst bedacht, etwaige Anstände, auf die der protector stoßen könnte, noch ehe sie auftauchen, zu entfernen. Mit ihrem Adlerblick erkennt sie diese lange, bevor das angestrengte Auge des Beschützers sie wahrnimmt. Gleich bei dem Eintritt in den

Waggon oder Salon überschaut sie das Terrain, dessen schwache Seiten sofort in ihren Sehwinkel fallen. Mit einer Energie und Raschheit, die dem Schnellzug gleicht, werden sie festgehalten, mit Beschlag gelegt und zum gemeinsamen Besten eingerichtet. Sollte sich nachträglich der Griff als Mißgriff und die Situation als nicht praktisch darstellen, so zögert man nicht, sie ebenso rasch aufzugeben. Man späht nach einer anderen, verläßt die erstere und besetzt die letztere, und wiederholt dieses Manöver so lange, bis der rechte Platz gefunden ist. Niemand der Mitreisenden fühlt sich durch solche Evolutionen gekränkt, Jeder ist vielmehr bereit, dem erflossenen Commandoblick zu folgen. Der Protector aber hat das Glück, alle Schwenkungen mitzumachen und schließlich an der Seite seines Feldherrn, im Angesicht der nationalen Flagge, siegreich auszuruhen. Denn wie im Seerecht, gilt auch im amerikanischen Gesellschaftsrecht der Grundsatz: der Pavillon deckt die Waare *).

*) Ein Freund, der eine große Reise vorhatte und dabei die Folgen seiner Garçonschaft fürchtete, veröffentlichte folgendes Eingesendet: „Ein Gentleman, der im

Der Ausgang oder das Ende des Lebenslaufes eines Protectors ist sehr verschieden. Er hängt ausschließlich von der Stimmung und Gnade der Beschützten ab. Wie sie ihn entläßt, darnach kann er seinen Werth als Gentleman bemessen. Um nur die gewöhnlicheren Formen, wie Protectorschaften enden, zu erwähnen, und von den tieferen der Freundschaft oder Heirat abzusehen, so ist es bald ein Dank, bald ein Blick, manchmal nicht einmal dieser, den die Protegirte beim Abschied spendet. Der Protector im letzteren Fall, wird sich verbeugen und einfach entfernen. Er darf gar nicht nach dem Namen der Verlassenen fragen.

Zum Schluß mag hier als lehrreiches Beispiel ein Geschichtchen stehen, das jene Amerikanerin, der wir obige Notizen verdanken, uns erzählt hat.

Begriff steht, die Vereinigten Staaten zu bereisen, sucht eine lady als pavillon; er besitzt die besten Referenzen und verspricht die vollste Hingebung."

Ich fuhr einst, so erzählte sie, mittelst Steamer von New-Orleans nach Cincinati. Die Fahrt gehörte zu den angenehmsten. Das Wetter war herrlich, der Mississippi und Ohio hoch angeschwollen, und ich hatte einen protector* bei mir, der ein vollendeter gentleman zu sein schien. Unsere Bekanntschaft datirte erst von der Reise und wir unterhielten uns vortrefflich. Beim Abschied war er so gerührt, daß er mich beschwor, wenn ich je einen protector für's Leben wünschen würde, mich seiner zu erinnern.

Es war gerade in dem Augenblicke, als wir über die Landungsbrücke gingen und ich in Folge eines Fehltritts hinabplumpste.

Nun, das machte nichts, denn ich wurde wieder herausgefischt; aber mein protector, der mir eben geschworen, der — ah! was meinen Sie?

— Sprang Ihnen nach.

O nein, der stand, als ich ihn suchte, ruhig am Ufer und rauchte seine Cigarre.

— Und was thaten Sie?

Ich? — Ich warf ihm einen Blick der Verachtung zu; er war zermalmt und — drowned for ever *).

---

*) Wir versichern, daß alle hier mitgetheilten Geschichten Fakta sind, die wir verbürgen.

* * *

II.

Im Hause.

Treten wir ins Innere des Hauses. Das amerikanische Haus gleicht in seiner Bauart dem englischen; im Halbstock befinden sich die Empfangszimmer (parlours), im ersten und zweiten Flur die Wohnzimmer. Jedes Haus wird in der Regel nur von einer Familie bewohnt. Der ganze Bau ist auf das Familienleben berechnet, so daß selbst bloße garçons, die ein Haus zusammen miethen, sich en famille einrichten.

So weit nun in der Wohnungseinrichtung ein Unterschied der Bequemlichkeit besteht, gebührt überall den Frauen der Vorzug. Der Mistreß, und wenn sie keinen Gebrauch davon macht, der ältesten Miß steht das Recht zu, sich dasjenige Gemach zu wählen, das ihr am besten zusagt. (Gewöhnlich ist es das Wohn- nebst Schlafzimmer im ersten Stock auf die Gasse.) Nach der Mutter und ältesten Tochter üben dieses Recht der Reihe nach die andern Schwestern aus.

Erleichtert wird seine Ausübung allerdings dadurch, daß Vater und Brüder den ganzen Tag im Geschäft abwesend sind. Während dieser Zeit fällt natürlich das Regiment den Frauen zu. Sie herrschen und regieren, indem sie das Hauswesen nach ihrem Geschmack einrichten und nach ihrem Gutdünken unter sich vertheilen. Das Programm der Beschäftigung der Kinder z. B. geht von der Mutter aus, die zugleich Erziehung und Unterricht, wenn sie ihn nicht selbst ertheilt, als oberste Instanz leitet. Ihr Substitut darin, wie in Allem, ist die erste Tochter, der alle jüngeren Brüder und kleineren Kinder gleichen Gehorsam schulden. Ueberhaupt hat der weibliche Theil der Familie vis-à-vis dem männlichen dieselbe Stellung, wie an deutschen Höfen der unverantwortliche Monarch gegenüber dem verantwortlichen Ministerium.

Bei Tisch und nach demselben, wenn sich die Familie im parlour versammelt, nehmen die Damen die bequemeren Plätze ein. Erscheinen Besucher, so räumen wohl die Herren ihren Sitz, aber die Damen bleiben sitzen. Dasselbe geschieht, wenn eine Dame,

die mit ihrem Nachbar spricht, einen Dritten anredet. Der Angeredete tritt heran und der Andere zieht sich zurück. In Gesellschaften, den sogenannten Empfangsabenden, deren jede Familie gewöhnlich einen in der Woche hat, sind die Herren wirkliche cavalieri serventi. Sie bedienen die Damen mit Thee, Gefrornem u. s. w. und dürfen selbst nichts nehmen, bis diese Pflicht erfüllt ist. Derjenige, so zum Lohn dafür als Begleiter nach Hause ernannt wird, steht dankbarst zur Verfügung. Selbst in der Conversation ist die Theilnahme des Mannes mehr ein bloßes accompagnement, als freie Mitwirkung. Um einer Dame vorgestellt zu werden, sind manchmal viele Schwierigkeiten zu verwinden. Die Einführung selbst ist an bestimmte Formen geknüpft, die sonst nicht gebräuchlich und in keinem guide de galanthomme vorkommen. Ein Paar Worte darüber mögen daher hier am Platze sein.

Das Beste ist, man sieht sich nach einer einflußreichen Freundin um, deren Rath man einholt. Stimmt sie dem Vorhaben bei, so kann man sie um ihre Ver-

mittlung angehen, natürlich mit möglichster Zartheit. Geht sie auch darauf ein, so entfernt man sich, um nicht Zuschauer der Verhandlung zu sein, thunlichst weit aus dem Gesichtskreis. Kehrt endlich der außerordentliche Spezialbevollmächtigte zurück, so — eilt man ihm entgegen? — nein, so geht man ihm aus dem Wege. Es wäre unschicklich, ihn zu bedrängen, seinen Bericht früher, als ihm beliebt, abzustatten. Nur in der Ferne und verstohlener Weise mag, wer nicht kurzsichtig ist, die Entscheidung in den Mienen lesen. Ein ungünstiger Bescheid wird gar nicht ausgerichtet. Wer ihn dennoch wünscht, erhält ihn zwar, aber in welcher Weise. „Fräulein N. ist jetzt engaged, ich bedauere, es war nicht möglich, ich konnte sie nicht anbohren“ u. dgl. Das sind die Windstöße, die den Unglücklichen weit in die offene See hinausschleudern. Nicht mindere Vorsicht hat der Glückliche nöthig, der an der Hand seines Lootsen in den Hafen hineinsteuert. Nachdem er mit Anstand eingeführt ist, muß er sich hüten, seine Absicht durch irgend eine vorzeitige Bewegung zu verrathen. Seine Stellung ist

die des Lastschiffs, das ruhig wartet, bis es der dirigirende Remorqueur heranzieht. Insbesondere ist jede zu rasche Frage und sympathetische Phrase verpönt. Der Amerikaner, der darin ein Eindringen in die Persönlichkeit erblickt, liebt solche im Allgemeinen nicht. Vollends den Damen gegenüber ist Neugierde nicht erlaubt und wird als ein Vergehen betrachtet, dem die Strafe auf dem Fuße nachfolgt. Die amerikanischen Damen besitzen ein enormes Talent, taktlosen Fragen aus dem Wege zu gehen. Wie Erbsen an Monitors prallen sie an ihnen ab, indessen sie gelassen weitersegeln. Und wie in der Defensive, ebenso gewandt sind sie in der Offensive. Wiewol kein Mann sie mit Fragen behelligen darf, so haben doch sie das Recht, andere Leute zu verhören und ihre Wißbegierde zu befriedigen. Jeder Mann schuldet ihnen auf ihre Fragen klare Antwort. Es würde nichts nützen, durch Winkelzüge ausweichen oder mit Halbwahrheiten loskommen zu wollen; — den Winkelzügler packen sie beim Schopf und aus der halben Wahrheit deduciren sie die ganze. Der Schweigsame und Verstockte aber würde einem grausamen Schicksal

nicht entgehen. Die schärfste Strafe, die eine Amerikanerin ersinnen kann, harrt seiner.

Die amerikanischen Damen strafen nicht gerne, wenn sie es aber thun, so geschieht es exemplarisch. Wir sehen hier von den einfachen Uebertretungen und schwereren Vergehen ab und beschränken uns auf die Verbrechen. Wie in der peinlichen Halsgerichtsordnung gibt es auch im amerikanischen Criminalcodex drei Grade von Strafen. Der erste Grad ist, wenn die gekränkte Dame den Uebelthäter nicht mehr ansieht. Der Verurtheilte, den diese Strafe trifft, darf zwar in Gegenwart der Richterin erscheinen, sich ihr aber nicht mehr vorstellen. Er ist nach dem deutschen Studentenausdruck im „Verschieß" und muß diese Strafe coram totius Asiae tragen. Der zweite Grad besteht in der Relegation. Wer in diese Strafe verfällt, der soll vor den Augen der Beleidigten fliehen; er kann eine andere Universität beziehen und dort sein Mißgeschick vergessen, muß aber das Terrain, wo die Feindin weilt, vermeiden. Da diese Strafe nicht immer durchführbar, so kommt sie in praxi selten zur Anwendung; das Gericht

geht lieber gleich zum dritten Grade über. Der dritte Grad ist die Acht. Wenn dieser beliebt wird, so verfährt die Strafgewalt wie folgt. Sie ruft ihre sämmtlichen Freundinnen zu einem Tribunal zusammen, setzt ihnen den Fall auseinander und holt ihr Urtheil ein. Lautet dasselbe, wie gewöhnlich, auf „schuldig,“ so wird der Incrimirte von allen socialen Universitäten des Landes relegirt. Er bleibt dann von der Gesellschaft überhaupt ausgeschlossen und muß sein Glück im Auslande versuchen. Die strenge Organisation der amerikanischen Societät macht ein solches Urtheil stets sehr erfolgreich.

Wie sieht es mit der Aussicht auf Begnadigung aus? Sehr schlecht. Die Amerikanerin anerkennt keine moralische Verpflichtung oder Zweckmäßigkeitsgründe, welche eine Begnadigung räthlich machen, sie empfindet höchstens ein Begnadigungsinteresse. Tritt aber auch ein solches Interesse ein und wird die Begnadigung ertheilt, so hilft sie doch dem Begnadigten nicht viel. Die Gnade geht meistentheils nicht weiter als zur restitutio in statu quo ante, d. h. zur Wiedereinsetzung in den Stand vor der Introduction. Der

Wiedereingesetzte muß ab ovo anfangen, und somit alle Stadien durchmachen, bevor er wieder introducted ist. Wie schwer dies ist, erhellt schon daraus, daß amerikanische Damen meist eine ganze Stufenleiter solcher Eingeführten haben, von deren jeder nur auf einer Sprosse sitzt. Da jede Sprosse, wenn sie frei wird, gleich wieder besetzt wird, so ist eine Einrückung nur selten möglich. In der Regel findet sie nur in Folge eines Todes-, oder wie eben gezeigt, eines noch unwahrscheinlicheren Criminalfalls statt. Eine allgemeine Beförderung kommt fast gar nicht vor, ereignet sie sich aber, so herrscht große Freude in Israel und sind sämmtliche Sprossenfreunde in gehobener Stimmung. Die Sprossenfreunde heißen in der officiellen Sprache Edelsteine — precious stones — und es gibt ihrer nicht weniger, als im Mineralreich. Man spricht dann von seinem Jaspis, Onix, Opal u. s. w. Der edelste ist natürlich der Diamant, der auf der höchsten Leitersprosse sitzt. Wer auf dieser steht, hat nichts mehr zu befürchten, als etwa, daß er — mittelst einer Heirath — plötzlich herabfällt.

* * *

III.

Die Prärogative der Frauen und die Reserve der Männer.

Wer das große Strafrecht der amerikanischen Frauen begreifen will, muß ihre Prärogative kennen. Deren Zahl ist unendlich, so viel als ein Frauenherz Launen hat. Wir können daher nur das wichtigste angeben, das zugleich die Quelle aller übrigen ist. Man kann es nach europäischem Sprachgebrauch das Recht auf die Ehe nennen.

Wie die französischen Arbeiter ein Recht auf die Arbeit, so behaupten die amerikanischen Fräuleins ein Recht auf die Heirath. Sie unterscheiden sich von jenen nur dadurch, daß sie ihr Privilegium nicht mehr blos beanspruchen, sondern factisch bereits ausüben. Nach dem amerikanischen Gesetz gilt jeder an eine ledige Republikanerin gerichtete Liebesbrief als ein Eheversprechen. Die rechtlichen Folgen, welche dieses nach sich zieht, sind außerordentlich. Wer immer im Besitze

eines solchen ist, kann im Namen der Empfängerin vor das Gericht hintreten und für die par conséquence Geliebte die Heirath fordern. Gewöhnlich übernehmen dieses Amt Brüder und Freunde, meist unaufgefordert, ja gegen den Wunsch der Verlobten.

Bei der Dehnbarkeit des Begriffes von Liebe und bei der Raschheit und Unerbittlichkeit der Gerichte ist das Urtheil in der Regel dem Kläger günstig. Zwei mit rother Dinte geschriebene Zeilen genügen oftmals, der Jury ein „Schuldig" zu entreißen. Und man glaube nicht, daß solche Urtheile nicht vollstreckt werden. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein deutscher Landsman in New-Jersey, ein Dr. med., der gerichtlich zur Schließung der Ehe verurtheilt sich flüchten wollte, durch die Brüder des Mädchens gewaltsam vom Bahnhof abgeholt und in die Kirche geführt, hier durch den herbeigeholten Pfarrer auf Grund des richterlichen Urtheils getraut wurde. Der Arme entfloh zwar später den Armen seiner Gattin dennoch, mußte sich aber unter fremdem Namen weit in den Westen zurückziehen, wo er vielleicht noch heute über den Spruch des Apostels

Paulus nachdenkt: „Wer ein Weib hat, der habe sie, als habe er keines.“

Das Liebesmonopol der Frauen ging in früheren Zeiten noch weiter. Im Staat Connecticut z. B. gab es ein Statut, wornach bei Strafe von 5 Livr. Sterl. Niemand einem Mädchen ohne Vorwissen der Eltern von Liebe sprechen durfte. Solche Statute bestehen nun freilich nicht mehr und auch die Gerichtspraxis huldigt im Vergleich mit ehedem einer milderen Auffassung, allein die Macht der öffentlichen Meinung hat sich deshalb nicht vermindert und erstreckt ihren Einfluß weit über das Gesetz hinaus.

Solche Gesetze konnten nicht ohne Einfluß auf das Benehmen der Männer bleiben. In Gegenwart von Frauen zeichnen sich alle durch eine große Zurückhaltung aus. Man wird nie einen Amerikaner vor einer Dame schreien oder mit lauter Stimme sprechen hören. Es gibt da ein conventionelles Maß des Tones, das Jedermann genau kennt und beobachtet. Ebenso ist das Repertoire für Damenohren viel kleiner als in Europa; mancher Gegenstand, der hier lang und breit besprochen

wird, darf dort nicht erwähnt werden. Ich frug z. B. einmal beim Diner die Hausfrau, wo sie die ausgezeichneten Kartoffeln herhabe, und hörte später, daß sie der Frage auswich, weil sie nicht gepaßt habe. Durch solche Reserve erhält die Galanterie der Amerikaner etwas Trockenes und Herbes. Sie verrichten alle ihre Ritterdienste mit der Miene eines Schuldners, der sich ehrlich zu bezahlen anschickt. Man merkt ihnen niemals an, daß sie einmal auch anders könnten, wenn sie wollten, oder anders wollten, wenn sie könnten. Nicht der Geist süßer Minne huldigt durch sie und in ihnen, sondern der Sinn für Form, Ordnung und Anstand. Und in demselben Sinne nehmen die Damen die ihnen dargebrachten Huldigungen an. Kein Wort, kein Druck, kein elektrischer Blick belohnt den kühlen Ritter, dessen Glück vielmehr ist, daß er kühl bleibt, — „kühl bis ans Herz hinan."

Ein Boshafter wollte diese Art von Galanterie dem Belagerungszustand vergleichen, der in Europa über insurgirte Städte und Länder verhängt wird. Die Gutgesinnten, zu deren Schutz derselbe ist, freuen

sich darüber und fügen sich willig den damit verbundenen Risis; die Uebelgesinnten werden durch ihn in den Schranken des Gesetzes festgehalten. Und wie überall bedarf es auch hier blos der Proklamation, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Als ich von der großen Tour durch die Vereinigten Staaten zurückkehrte, machte ich auf der letzten Station vor New-York diese Erfahrung selbst. Der Hotelier des Bahnhofs, wo der Zug hielt, trat in den Waggon, indem er „Gentlemen, five minutes to take a drink," ausrief und uns zum Aussteigen einlud *). Guten Glaubens folgte ich seiner Einladung, hatte aber kaum den Fuß am Boden, als der Zug davon pfiff. Mein Verdruß war groß; in einer Stunde — es war 9 Uhr Abends — hätte ich nach mehreren durchfahrenen Nächten mein bequemes Lager am Broadway beziehen können. Ich

*) Die Stationen werden in Amerika von den Conducteuren, deren gewöhnlich nur einer und nicht mehr als zwei (für Damen und Herren) am Zuge, nicht ausgerufen. Sie sind dagegen auf der Fahrkarte abgedruckt, aus der sich der Reisende mit Leichtigkeit orientiren kann.

überhäufte den Wirth mit Vorwürfen und er sah auch sein Unrecht ein, konnte aber nichts mehr thun. Da ich trotzdem fortfuhr, ihn zu tadeln, ja, mein Ticket als membre of the press hervorziehend, zuletzt mit einer öffentlichen Brandmarkung drohte, verließ er eingeschüchtert das Zimmer. Statt seiner erschienen zwei Wesen, seine Töchter, hohe Gestalten, die langsam herankamen und mich auf distance ansprachen: „Wollten Sie freundlichst eine Tasse Thee mit uns nehmen?“ Das hieß, der Belagerungszustand ist erklärt — ich mußte capituliren und „freundlichst“ annehmen.

Gecken gibt es überall und ebenso in Amerika, obgleich hier weniger als sonst wo. Doch wird die Renommisterei eines Gecken nicht geduldet. Falls sich ein Fat eines wirklichen oder eingebildeten Glückes rühmt, wird er — durchgeprügelt. Durchgeprügelt ist das richtige Wort, denn es bezeichnet die Thatsache. Zwei, drei, vier Genossen verbinden sich und lassen den Fat ihre Arme fühlen. Mag das Motiv auch nicht immer Chevallerie sein — einerlei; der Ruf des Mädchens ist gerettet. Noch schlimmer ergeht es Demjenigen, der

sich erlaubt, eine Frau öffentlich zu beleidigen. Alle, welche Zeugen, würden herbei eilen und den insolenten Angreifer zurücktreiben. Wehe aber Demjenigen, der eine Frau beschimpft und ihre weibliche Ehre angreift. Eine Kugel durch den Kopf, die ein Bruder, Vater, Gatte, Freund u. s. w. auf ihn abschießt, ist das Wenigste, was ihm bevorsteht. Der Mörder hat allerdings einen Strafproceß zu bestehen, allein die Jury wird ihn freisprechen, nachdem es die öffentliche Meinung schon vorher that. Sogar der Gatte, der nicht im Ruf steht, seine Frau gut zu behandeln, entgeht nicht gewissen üblen Folgen. Man bezweifelt seine integrety of character, seine Tüchtigkeit im Geschäft, die moralischen Bedingungen des Credits, und wird nach Umständen diesen einschränken.

So vereinigt sich Alles, die Frau in ihrer Stellung zu beschützen: der Brauch, die Sitte und selbst das Gesetz; ja man kann sagen, auch die Natur. Ein Amerikaner, der lauter Töchter und keinen Sohn hatte, theilte mir eines Tages mit, seine Frau sei wieder von einem Mädchen, und zwar dem fünften, genesen.

„Aber, Mr. B.“, bemerkte ich, „fünf Mädchen ist wohl des Guten zu viel.“ — „Was ist zu thun,“ erwiederte er, „das sociale Privilegium unserer Frauen ist so stark, daß selbst die Natur dagegen nichts vermag.“ — Die Antwort war ebenso witzig, als treffend.

* * *

IV.

Independence, Dignity, Grazie.

Die bevorzugte Stellung der Frauen wirkt natürlich auch auf sie selbst zurück. Die Amerikanerin weiß, daß sie die öffentliche Meinung beschützt und dieser Schutz sie überall umgibt. Sie tritt daher mit großer Sicherheit und Ruhe auf. Im parlour wie auf der Straße, in der Kirche wie am Bahnhof, überall ist ihre Haltung die gleiche, selbstgewisse. Ich habe nie eine Amerikanerin verlegen werden gesehen. Die Furcht vor Menschengetümmel ist ihr fremd und man kann amerikanischen Frauen und Mädchen oft an Orten begegnen, wo mancher europäische Mann oder Jüngling, aus Scheu vor unsanfter Berührung, nicht hin ginge. Ebenso kennt die Amerikanerin die Noth mit Stubenmädchen und Bedienten nicht; sie geht allein aus und kommt allein nach Haus. Selbst Schwestern oder Brüder tragen nichts zu ihrem Schutze bei und sind nicht immer liebsame Begleiter. Wünscht sie

wirklich, daß sie Jemand begleitet, so wählt sie sich den Begleiter selber. In dieser Hinsicht ist sie völlig frei. Die amerikanische Tochter hat ihre Beziehungen für sich; sie ertheilt und empfängt Besuche, von denen die Eltern gar nichts wissen. Das Sprechzimmer steht ihr, wie jedem anderen Mitgliede der Familie, zur Verfügung, ohne daß eine Controle stattfindet. Europäer, die noch nicht lang im Lande sind und solche Dinge wahrnehmen, gerathen oft darüber in Erstaunen. Namentlich können Franzosen das degagirte Wesen der jungen Republikanerinnen nicht fassen und sind leicht geneigt, es ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit zuzuschreiben. Sie müssen aber eine solche Täuschung gewöhnlich rasch und theuer bezahlen. Denn so keck und waghalsig auch die Amerikanerin erscheint, so ist sie doch nicht weniger zart und feinfühlend. Was ihr selbst erlaubt ist, erlaubt sie darum noch nicht dem Manne. Es widerstritte nicht blos ihrem Freiheits- und Unabhängigkeitssinne, sondern noch mehr ihrer weiblichen Würde. Das deutsche Wort drückt nicht vollkommen aus, was das englische dignity bezeichnet. Man ver-

steht darunter Alles, was zu einem taktvollen, anstandshohen, stets und zumeist sich selbst achtenden weiblichen Wesen gehört. Das Gefühl dafür ist in den amerikanischen Damen außerordentlich scharf. Man wird keine Amerikanerin finden, die es nicht besitzt, denn es ist jeder von Natur angeboren. Auch sind alle Verhältnisse darnach angethan, es stets in ihr wach zu erhalten. Zu Hause, in der Schule, in der Stadt, auf dem Lande, daheim oder auf Reisen, immer wird sie, bald durch dies, bald durch jenes, an ihre dignity erinnert. Der Vater spricht zu ihr als Gentleman, die Mutter behandelt sie als ihresgleichen, die Brüder kommen ihr mit Artigkeit und Zuvorkommenheit entgegen. Lehrer und Lehrerin mahnen sie fortwährend an ihre dignity. Ihre Würde oder dignity ist daher die hohe Idee, von der jede Amerikanerin beherrscht wird. Wenn Montecucoli gesagt hat, zum Kriegführen braucht man Geld, abermals Geld, und zum drittenmal Geld, so kann die amerikanische Dame sagen, zur ladyship braucht man Würde, nochmals Würde, dreifache Würde.

Schon die kleinen Mädchen, die mit Puppen

tändeln, haben Spiele, bei denen in dignity gemacht wird. Und daß sie mit dem Wort nicht blos spielen, sondern seine Bedeutung kennen, mag folgendes Factum beweisen.

Ich brachte einst einige Tage in Trentonfalls, einem romantisch gelegenen Hôtel an den Wasserfällen gleichen Namens zu. Das Hôtel hat seiner ganzen Länge nach eine geräumige Veranda, wo sich gewöhnlich die Mütter mit ihren Kindern aufhielten. Eines Nachmittags nun, während ich mit einem Freunde im Gespräch auf und abging, lief ein fünfjähriges Mädchen, spielend und sich nach rückwärts wendend, gerade auf uns zu. Die Kleine hätte fallen müssen und ich fing sie daher in meine Arme auf. Sofort sprang sie zurück, sah mich unwillig an und erklärte: „Ich erlaube nicht, daß Sie mich anrühren."

Der Gegensatz von Freiheit und dignity, Unabhängigkeit und Würde, übt auf das Wesen der amerikanischen Frauen noch eine besondere Wirkung aus. Er erzeugt nämlich in ihr eine neue Art von Grazie.

„Graziös in uns ist nur die Natur," sagt

Bogumil Goltz, und er fügt hinzu: „wenn diese aber sich wirksam erweisen soll, muß sich der Geist passiv verhalten.“

Dieser Satz findet auf die Amerikanerinnen keine Anwendung. Die Amerikanerin ist weder graziös von Natur, noch beruht ihre Grazie auf der Passivität des Geistes. Eher ließe sich ein anderes Wort von Bogumil Goltz anziehen, wornach die wahre Grazie erst dann zum Vorschein kommt, wenn der Dualismus zwischen Natur und Geist durch Liebe und Poesie versöhnt ist. Allein auch diese Erklärung würde die Sache nicht richtig bezeichnen.

Um sich von der Grazie der amerikanischen Damen eine Vorstellung zu machen, muß man von einer allgemeinen Thatsache ausgehen. Das amerikanische Leben kennt den Bruch zwischen Natur und Geist, diese Einbildung der deutschen Philosophie, nicht. Es hat denselben entweder praktisch überwunden, oder die Elemente dazu aus Europa gar nicht mitgenommen. Seine Form ist allerdings ein Exponent der europäischen Civilisation, allein sie hat von dieser nur das Har-

monische, nicht auch das Dualistische. Was von letzterem etwa in ihm liegt, sind fremde Schlacken, die es nach und nach ausscheidet. Immer ist die Kraft des Sieges, der Ueberwindung größer, als die Gefahr des Unterliegens.

So kennt denn auch die amerikanische Frau keinen Dualismus und weiß nichts von sinnlich-sittlichen Conflicten. Ihr Inneres ist in sich einig, ohne daß es den Zwiespalt von Gefühl und Pflicht je empfunden. Sollte er sich dennoch einmal in ihr geregt haben, so war sie stark genug, ihn zu bemeistern. Der einzige Gegensatz, den sie fühlt, ist der von dignity und independence, Würde und Unabhängigkeit. In dem Kampfe zwischen diesen entwickelt sich ihr Frauenthum und entspringt eine Anmuth, die in ihrer Art einzig dasteht. Es ist die Grazie des sittlich freien Weibes.

Ich darf nicht wagen, mit meinem groben Griffel die Grazie der amerikanischen Damen zu beschreiben; allein eine Andeutung wird erwünscht sein.

Zur besseren Orientirung erlaube ich mir, nach Bogumil Goltz' vergleichender Graziologie, vorher die Grazien der alten Welt zu citiren.

Bogumil Goltz schreibt:

„Die Grazie der Polin hat einen Anhauch von schwärmerischer Hingebung und Schwermüthigkeit, welche weder der Französin, noch der Italienerin oder gar der Russin eigen zu sein pflegt.

Die Grazie der Römerin ist plastisch, naiv, bequem und negligent; die Venetianerin zeigt hier wie überall eine elegante und zierliche Modification.

Die Grazie der Spanierin setzt sich spannkräftig, feurig, stolz und genial in Scene; ist initiativ und emphatisch, aber mit Majestät und ohne gemeine Coquetterie.

Die Französin gibt sich, wie in allen Lebensarten, so auch in der Grazie witzig, pikant, coquett mit prononcirtem Esprit, zierlich, elegant und gewandt, wie die Damen in Venedig und Florenz; aber ohne das Lüstre der Phantasie, welche in Italien die Folie zu bilden pflegt.

Die Russin des Volkes verräth so wenig natürliche Grazie, wie das männliche Geschlecht. Die russische Dame kann im Allgemeinen nur für ein

Phantom der französischen Bildung gelten, wenn gleich mit mehr Charakter, Tiefe und Urtheilskraft, aber auch mit weniger Esprit, Originalität, Witz und Liebenswürdigkeit.

Demuth ist die Grazie der Deutschen. Ohne Demuth entartet die Kraft des Weibes zur Dämonie. Demuth ist in Deutschland ein Product der Race und Erziehung; und wie sie an deutschen Männern zu einer Unmännlichkeit und Niederträchtigkeit ausarten kann, so ist sie an deutschen Frauen eine nirgends so wiederzufindende Zierde und Liebenswürdigkeit. Mit ihr in Harmonie steht die Sinnigkeit deutscher Frauen: als eine Versöhnung von Geist und Einbildungskraft, als eine Neutralisation von Seele und Verstand, von Tiefsinn und Mutterwitz."

Von der Engländerin erzählt B. Goltz:

„Auch ich genoß die Gunst des Schicksals, eine schöne, vornehme Albionstochter verstohlen in's Auge zu fassen. Sie war eine von den hohen, schlanken, in Mousselinfalbles, in Ascetik und fashion verklärten Gestalten, wie sie nur das aristokratisch-puritanische,

hochmüthig-philanthropische, Vaterlandsstolz herum-
vagabondirende England producirt. Die junge Dame
debütirte eine stolze Juno, eine spröde Diana in subli-
mirter Potenz, und sie war in der That eine Venus,
wenn gleich ohne Ueppigkeit und etwas in's Englische
übersetzt. Sie hatte schmale Hände, schmale Füßchen,
und weiße Zähne wie ein Bauernmädchen. Ihrem
großen, schön bewimperten Auge mit mysteriösem Auf-
und Niederschlag und einem leisen Anflug von Schwär-
merei, fehlte nichts weiter als die demokratische Seele,
und warmes Licht für den, der mit ihr sprach. Die
leise, wohltönende Stimme widersprach der Prüderie
dieser Dame nur darum nicht, weil aus dem weichen
Tone mehr die vollkommene, physische Organisation
als ein weiches und naives Gemüth herauszuhören war.
Ohne Zweifel conservirte die Treffliche für ihren zu-
künftigen Gemahl alles das, was sie an Liebenswür-
digkeit und Grazie einstweilen Jedermann vorenthielt."

So weit Bogumil Goltz. Seine Diagnose
umfaßt die sämmtlichen Grazien von Europa. Die
Russin eingerechnet und Rom und Venedig als Italia

una betrachtet, sind ihrer sieben. Skandinavien und die Türkei — stets grazienlos — zählen nicht, und Griechenland, das einst drei besaß, hat gegenwärtig keine.

Stellt man nun diesen europäischen Grazien die amerikanische gegenüber, so springt eine Thatsache hervor. Es ist die große Aehnlichkeit, welche die amerikanische Grazie mit allen andern hat. Diese Aehnlichkeit ist so stark, daß es schwer wird, sie von einander zu unterscheiden. Wie auf dem amerikanischen Continent alle Racen und Nationen, so sind in der amerikanischen Frau alle Grazien angesiedelt. Als ob die alte Welt sich bei ihr ein allgemeines Grazienrendezvous gegeben hätte, so sind spanischer Stolz und deutsche Demuth, brittisches Maß und italienische Leidenschaft, polnischer Schwung und russischer Aplomb, nebst französischem Leichtsinn, alle hier beisammen. Eine jede fühlt und benimmt sich quite at home, als wenn es jenseits keine Heimat gäbe und der Urwald ein Olymp wäre. Dabei sind sie gar nicht eifersüchtig auf einander, sondern räumen sich gegenseitig gern den Vorrang ein. Bald guckt die Polin, bald die Deutsche, jetzt die

Spanierin, dann die Französin, einmal die Brittin, hierauf die Italienerin aus dem graziösen Gesammtstaat hervor. Man erblickt lauter bekannte Gesichter, die man versucht wäre, einzeln herauszugreifen und als solche zu begrüßen. Leider lieben aber die eingewanderten Grazien dergleichen Erkennungsscenen nicht. Sie haben die Erinnerung an ihr früheres Dasein gänzlich verloren und sind nicht einmal mit der Thatsache ihrer Herkunft bekannt. Das Licht des Sternenbanners hat sie verblendet. Sodann würde aber auch die Amerikanerin keine Bevorzugung dulden. Alle stehen ihrem Herzen gleich nahe und sie behandelt alle mit der gleichen Sorgfalt. Jede wird in ihrer besonderen Stellung geschützt. Diese Vielseitigkeit gibt der amerikanischen Grazie etwas Universelles.

Trotz diesem Universalismus besitzt die amerikanische Grazie aber auch ein Specifisches. E pluribus unum. Dieses zu erkennen ist, zumal für den Deutschen, nicht gerade leicht. Der Deutsche schleppt nach Amerika „Ideen," die nirgends als in seinem Kopfe Platz haben. Die Grazie aber wurzelt in der Aeußerlichkeit und die

Deutschen sind daher Diejenigen, die von dem Specifischen der amerikanischen Grazie am wenigsten verstehen. Sein Wesen zu ergründen, muß man auf die allgemeine Natur der Amerikanerin zurückgehen.

Wie wir sahen, besteht die Natur jeder Amerikanerin aus zwei Elementen: der dignity und der independence. Man kann jene den Nord- oder negativen, diese den Süd- oder positiven Pol des weiblichen Magnets nennen. Nehmen wir nun an, der lady-Magnet wird in Folge einer äußeren Einwirkung am Südpol afficirt. Sofort entsteht in seinem Innern eine elektrische Spannung, die eine Aktion und Reaktion hervorruft. Der Nordpol agirt gegen den Südpol, weil derselbe dem Gesetz der Attraction zu folgen Lust hat, und der Südpol reagirt gegen den Nordpol, weil er sich in fremde Angelegenheiten einmischt. Der Kampf, einmal begonnen, läßt nicht wieder nach, sondern währt so lange, bis ein oder der andere Pol das Uebergewicht erhält. Dem Naturgesetz zufolge kann er auch nicht anders enden, als mit der Unterwerfung des einen oder anderen Theils. Die Frage ist nur, welcher Theil sich

Spanierin, dann die Französin, einmal die Brittin, hierauf die Italienerin aus dem graziösen Gesammtstaat hervor. Man erblickt lauter bekannte Gesichter, die man versucht wäre, einzeln herauszugreifen und als solche zu begrüßen. Leider lieben aber die eingewanderten Grazien dergleichen Erkennungsscenen nicht. Sie haben die Erinnerung an ihr früheres Dasein gänzlich verloren und sind nicht einmal mit der Thatsache ihrer Herkunft bekannt. Das Licht des Sternenbanners hat sie verblendet. Sodann würde aber auch die Amerikanerin keine Bevorzugung dulden. Alle stehen ihrem Herzen gleich nahe und sie behandelt alle mit der gleichen Sorgfalt. Jede wird in ihrer besonderen Stellung geschützt. Diese Vielseitigkeit gibt der amerikanischen Grazie etwas Universelles.

Trotz diesem Universalismus besitzt die amerikanische Grazie aber auch ein Specifisches. E pluribus unum. Dieses zu erkennen ist, zumal für den Deutschen, nicht gerade leicht. Der Deutsche schleppt nach Amerika „Ideen," die nirgends als in seinem Kopfe Platz haben. Die Grazie aber wurzelt in der Aeußerlichkeit und die

Deutschen sind daher Diejenigen, die von dem Specifischen der amerikanischen Grazie am wenigsten verstehen. Sein Wesen zu ergründen, muß man auf die allgemeine Natur der Amerikanerin zurückgehen.

Wie wir sahen, besteht die Natur jeder Amerikanerin aus zwei Elementen: der dignity und der independence. Man kann jene den Nord- oder negativen, diese den Süd- oder positiven Pol des weiblichen Magnets nennen. Nehmen wir nun an, der lady-Magnet wird in Folge einer äußeren Einwirkung am Südpol afficirt. Sofort entsteht in seinem Innern eine elektrische Spannung, die eine Aktion und Reaktion hervorruft. Der Nordpol agirt gegen den Südpol, weil derselbe dem Gesetz der Attraction zu folgen Lust hat, und der Südpol reagirt gegen den Nordpol, weil er sich in fremde Angelegenheiten einmischt. Der Kampf, einmal begonnen, läßt nicht wieder nach, sondern währt so lange, bis ein oder der andere Pol das Uebergewicht erhält. Dem Naturgesetz zufolge kann er auch nicht anders enden, als mit der Unterwerfung des einen oder anderen Theils. Die Frage ist nur, welcher Theil sich

dem andern unterwerfen soll, welcher sich ihm factisch unterwirft? Die verschiedene Beantwortung dieser Frage bringt eine verschiedene Grazie hervor: je nachdem nämlich die dignity der independence, oder die independence sich der dignity unterwirft. In der Wirklichkeit kommen beide Fälle vor und insofern gibt es zweierlei Grazien in Amerika; der gewöhnlichere aber ist der letztere Fall, der somit die Regel bildet. Wo dieser eintritt, da erscheint an dem graziösen Individuum Alles klar und heiter, praktisch und bestimmt, dabei schwungvoll und erhaben. Es ist die Kraft und Freiheit selbst, welche menschliche Gestalt angenommen und sich in der Seele eines Weibes verkörpert haben. Man würde sich umsonst bemühen, ein reizenderes Geschöpf zu finden. Und darin liegt das Eigenthümliche der amerikanischen Grazie. Sie ist die freieste, somit höchste und reinste unter allen.

Als die universelle und vollendetste ist die amerikanische Grazie demnach die absolute Grazie — auch Pan-Grazie — oder wie die Neueren sagen — die Grazie der Zukunft.

Uebrigens versteht sich von selbst, daß die absolute Grazie in Amerika selbst verschiedene Formen annimmt und vermöge ihrer Formgewandtheit sogar annehmen muß. In Baltimore z. B. herrscht das liebliche, in Philadelphia das demüthige, in der Welthandelsstadt New-York das unerschrockene, im ganzen Staat Vermont das bucolische, in Boston endlich das Element des Ebenmaßes vor. Doch wird ihr Grundcharakter dadurch nicht verändert.

Es bleibt nun noch übrig, die leibliche Hülle, in welcher die neue Welt-Grazie wandelt, kurz zu beleuchten. Wir müssen uns dabei auf den Standpunkt der gewöhnlichen Ausdruckweise stellen.

Der Wuchs der Amerikanerin ist in der Regel schlank; eine Abweichung von der Regel findet selten, weder bei den Großen, noch bei den Kleinen statt; wo eine solche trotzdem vorkömmt, geht sie mehr in die Breite als Schiefe. Spitz- und krummgewachsene Finger — deren Geist ausgleicht, was im Körper ungleich — sind nirgends sichtbar.

Dem Wuchs entspricht die Haltung. Sie ist weder englisch steif, noch pommerisch plump, sondern fest und aufrecht. Das Dynamische hält darin dem Mechanischen die Wagschale, so daß das Bewußte und Geistige vorwiegt. Schon in ihrer körperlichen Haltung kommt bei der Amerikanerin das self governementale zum Vorschein.

Die Taille spielt auch in Amerika eine bedeutende Rolle. Die Varietät derselben ist sehr groß und man kann ebenso leicht deutschen als italienischen, spanischen als französischen Büsten begegnen. Eine Beschränkung tritt erst ein, wenn die supra-naturalistische Fülle anfängt, somit der Begriff der Taille aufhört — ein Fall, der bei dem frommen Herzen der Amerikanerinnen fast nie eintritt. Im Durchschnitt wechselt ihre Taille ab zwischen der englischen und der (irisch-) polnischen.

Das Wichtigste ist der Kopf, nicht blos als solcher, sondern weil er eine Ausnahme und Vorbild aller graziösen Köpfe ist. In der Kopfbildung haben

alle Amerikanerinnen etwas Gleiches und Gemeinsames, das auch nach Hinwegnahme aller Coiffuren und Verschiedenheiten noch zurück bleibt. Zugleich erscheint es als ein Nationales, wodurch sich der Yankeekopf überhaupt von allen anderen unterscheidet. Zunächst liegt es in der Form, die mehr oval als rund ist und der siderischen Tendenz der Ellipse sich annähert. Vorder- und Hinterhaupt — Denk- und Willenskraft —' drängen sich zusammen, als ob sie dem Mittelhirn — Gemüth — den Rang streitig machten. Ein ähnliches Streben drückt sich im Gesicht aus, das eine schmale Façade hat, und dessen Profil mehr gebogen als perpendikulär ist. Ueberhaupt ist es die krumme oder Schönheitslinie, welche durchgeht, wie auch die amerikanischen Eisenbahn-Ingenieure in der Ueberwindung der Kurven Meister sind. Nach der Kurve kommt am meisten die schiefe Ebene zur Anwendung, welche sich gewöhnlich in der Stirne und dem unteren Theile des Gesichtes ausspricht. Die Nase ist selbstverständlich adlerförmig, indem eine graziöse Physiognomie ohne Adlernase gar nicht denkbar. Was die Beschaffenheit

des Mundes betrifft, so wollen wir davon besonders sprechen. Selbst ohne diesen erscheint das amerikanische Frauenantlitz als das intelligenteste und ausdrucksvollste. Hätte W. H. Riehl die Amerikanerinnen gekannt, so würde er nicht klagen, daß die modernen Frauen nur Mienen und keine Züge haben.

Sehr berühmt ist der amerikanische Teint, um welchen die Amerikanerin alle Evastöchter beneiden und der in der That einzig in seiner Art dasteht. Es wäre vergebens, seine Färbung mit Worten malen zu wollen; da ich kein Raphael oder Murillo bin, verzichte ich darauf lieber gänzlich.

Das Piedestal gehört nicht zu den letzten Vorzügen der Amerikanerin, obwohl ihr Fuß so ziemlich die Mitte hält zwischen allen Füßen, die bestimmt sind, weibliche Schmerzen und Lasten zü tragen. Will man ihm indeß seinen Rang anweisen, so muß man ihn dem Fuß der Polin anreihen, welcher, wie B. Goltz versichert, klein, schmal und hoch gesattelt ist, mit hervorspringender Hacke dahinter.

Die bisherigen Vorzüge sind die nächstliegenden, allgemein bemerkbaren. Es gibt aber auch welche, die erst bei näherem Verkehr erkannt werden. Dahin gehört einerseits der Mund, und andererseits die Hand.

Der Mund der Amerikanerin hat etwas ganz Originelles. Ich habe nie wieder solche — das bloße Wort klingt im Deutschen unmanierlich — gesehen als in Amerika. Diese Wahrheit wurde mir erst völlig klar, als ich wieder in Europa, d. h. in Frankreich, an's Land stieg. Während der europäische Frauenmund gewöhnlich offen ist und daher auch den Bau der Oeffnung annimmt, ist der amerikanische stets zu und geschlossen. Wie an allen Orten, wo in Amerika der Einlaß verwehrt ist, so steht auch hier in Geisterschrift zu lesen: no admittance, kein Zulaß. Man könnte diesen Mund, in dem Ober- und Unterlippe so fest aufeinander liegen, mit der Selbst-Congruenz eines Dreiecks vergleichen, wenn nicht auch hier die Kurve ihre Herrschaft ausübte. Ob nämlich zu oder offen, stumm oder redend, so ist der Mund einer Amerika-

nerin, gleich ihrem Innern, stets in einer geheimen Bewegung. Der ganze Polarisationsproceß, der zwischen Unabhängigkeit und Würde in ihrem Innern vorgeht, spiegelt sich äußerlich auch, und nur an ihrem Munde ab. Wenn ihn auf der ganzen Eisoberfläche nichts mehr verräth, so verrathen ihn noch die Mundwinkel. Hier ist der Hauptsitz der Thatkraft und Milde, die sich auf den Lippen der amerikanischen Grazie begegnen. Ihr Mund ist daher der ausdrucksvollste aller Münde und das Ausdruckvollste am ganzen Kopf.

Nicht minderes Lob muß man der Hand der Amerikanerin zollen. Ich habe mich nie mit Cheiromantie beschäftigt, als ich aber nach Amerika kam, fühlte ich hier in meiner Bildung eine Lücke. Die Amerikanerin hat etwas in ihrer Hand, was unbeschreiblich ist, was wenigstens keine Andere besitzt. Es ist nicht die Form, nicht die Finger, nicht der Druck, sondern die Art, wie sie Einen anfaßt. Gleich dem Unionsadler, der in der einen Klaue ein Bündel Pfeile, in der anderen den Olivenzweig hält, beseitet sie Dich. Die Bewegung erinnert an die Handbewegung

Gagern's, als er den deutschen Kaiser einfing. „Ich thue einen kühnen Griff" — sagte er und hatte ihn. „Geben Sie mir Ihre Hand," sagt die Amerikanerin, und hat sie. Dem meerumschlungenen Halt entrinnt Niemand. In ihrem Handschlag offenbart sich bei der Amerikanerin daher Alles: ihr Charakter, ihre Absicht, ihre jeweilige Stimmung. Wer einige Erfahrung darin hat, wird genau wissen, was es geschlagen hat. Besonders sind die verschiedenen „Edelsteine" in der Lage, daraus zu beurtheilen, wie viel von dem empfangenen Licht sie jedesmal zu reflectiren haben. Die Hand vertritt auf diese Weise die Stelle des Blicks und Hand und Blick verhalten sich in Amerika umgekehrt als in Europa. Man ersieht daraus, wie weit die alte Welt im Grazienultus hinter der neuen noch zurück ist. So viel über Amerika schon geschrieben wurde, so hat doch noch Niemand die Schätze der amerikanischen Anmuth entdeckt. Schade, daß Baron Reichenbach noch nicht Amerika bereist hat, wir besäßen sonst längst ein Werk, betitelt: „Transatlantisch-odische Händedrücke."

Alles in Allem, so läßt sich die amerikanische Grazie mit zwei Worten bezeichnen: *Kraft* und *Licht*.

Als *Göthe* sterbend rief: *mehr Licht*, dachte er gewiß an die amerikanische Grazie. möchte ich bezweifeln.

*

* *

V.

Flirtation und Schule.

Eine Abart der Grazie ist die Coquetterie. So eigenthümlich in Amerika jene, so originell ist diese. Sie verdient daher eine besondere Betrachtung. Wir folgen dabei, indem wir seine Irrthümer berichtigen, der Darstellung eines Franzosen, der die Coquetterie der amerikanischen Damen beschrieben hat.

Ein junger Mann und ein junges Mädchen begegnen sich und lernen sich kennen. Es zeigt sich gegenseitig eine Uebereinstimmung ihres Geschmackes, ihrer Bildung und ihres Bestrebens. Das Fräulein ladet den jungen Herrn ein, sie zu besuchen. Der junge Mann erscheint zum Thee und die junge Miß stellt ihn ihren Eltern vor, oder auch nicht, je nachdem — wenn diese nämlich nicht zu Hause oder im Empfangszimmer sind. Man unterhält sich in ungezwungenster Weise und der junge Mann empfiehlt sich zur gewöhn-

lichen Stunde. Wenn beim Abschied Miß Smith bemerkt: „Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen," so ist das Verhältniß geknüpft und braucht nur seinen Verlauf zu nehmen.

Nun gibt es aber keine wüsten Träume, keine schweren Seufzer, keine Sorgen um die Zukunft. Alles ist ruhig, gelassen, durchsichtig wie ein Mährchen der Amme. Insbesondere macht sich der junge Amerikaner keine Illusion; er kennt den positiven Werth der Dinge und hält sich noch für keinen Adonis, weil seine Aufmerksamkeiten mit Dank angenommen werden. Er setzt seinen Handel, sein Geschäft oder seine Studien ungestört fort und denkt an seine Holde nur in den Stunden der Muße.

Man nennt in Amerika einen beau oder Schönen jeden jungen Mann, der einer Schönen huldigt, wäre er auch häßlich wie der Teufel. Das ist ein Gattungsbegriff.

Der beau, im Besitze eines Erwerbes, oder der sonst die Mittel zu Nebenauslagen hat, schickt seiner

belle zuweilen Blumen, neue Musikstücke oder andere Geschenke, die nicht viel bedeuten. Die belle dagegen stickt ihm eine Börse oder Cravate und dergleichen, um seine Artigkeit zu erwidern. Alles das hat nicht viel auf sich. Aber was außerordentlich und über die Begriffe des moralischen Europa hinausgeht, ist, daß die Beiden Spaziergänge und Ausflüge unternehmen, daß sie mit einander ausfahren und an einem dritten Orte Milch oder Eis nehmen, ohne daß ein Zeuge zugegen. Und welche Scenen sie mit einander aufführen — wir zeichnen nach der Natur:

Erste Scene.

(Der Schauplatz ist eine Straßenecke; der Beau wartet ohne Unruhe und Ungeduld; nachdem Miß Smith auf die Uhr gesehen, nimmt sie ihren Hut und geht.)

Der Beau. Guten Tag, mein Fräulein, wie befinden Sie sich?

Miß Smith. Sehr gut, mein Herr, und Sie?

Der Beau. Vortrefflich, ich danke Ihnen. Sie waren sehr pünktlich.

Miß Smith. Ich wollte Sie nicht warten lassen.

Der Beau. Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen; — immer Grazie und Güte.

Miß Smith. Wie sollte man nicht wünschen, Ihnen zu gefallen? Sie sind so aufmerksam und ritterlich.

Der Beau. Wohin gehen Sie?

Miß Smith. Einkaufen, in die zwölfte Straße.

Der Beau. Sie erlauben mir, Sie zu begleiten?

Miß Smith. Gewiß.

Der Beau. Was wollen Sie kaufen?

Miß Smith. Ein Kleid von Seide für die Mutter, Schweizer Spitzen für mich selbst, und Stricknadeln für meine kleine Schwester.

Der Beau. Ihre Schwester verspricht viel.

Miß Smith. Ja, ich glaube, sie wird schön werden.

Der Beau. Sie wird Ihnen nie gleich sein, das ist unmöglich.

Miß Smith. Die Galanterie macht Sie ungerecht; in drei oder vier Jahren werden Sie sehen, daß ich neben ihr nur ein Aschenbrödel bin.

Der Beau. Keine Vorzüge können sich mit den Ihrigen vergleichen, und keine Schönheit in der Gegenwart oder Zukunft kann den Kampf mit Ihnen aufnehmen.

Miß Smith. Es freut mich, zu glauben, daß das Ihre Ueberzeugung ist, was Sie mit so viel Geist aussprechen.

Der Beau. In der That, das sind meine aufrichtigen Gefühle.

Miß Smith. Ich bin sehr gerührt davon.

Der Beau. Hier sind wir an der zwölften Straße.

Miß Smith. Ich will in dieses Magazin.

Der Beau. Und ich will mich nach dem Preise der Baumwolle erkundigen.

Miß Smith. Ich glaube gehört zu haben, daß er gestiegen ist.

Der Beau. Ich bin dessen nicht gewiß und muß es erfragen . . . Würdigen Sie mich für morgen eines zweiten Rendez-vous?

Miß Smith. Ja wohl; ich werde aber nicht vor

fünf Uhr fort können. Sie werden mich nicht an derselben Ecke erwarten, ich werde die Straße links nehmen.

Der Beau. Sehr wohl, ich werde da sein. Adieu, mein Fräulein.

Miß Smith. Good bye!

Zweite Scene.

(Schauplatz: Gasthaus auf dem Lande, das Pferd frißt, Miß Smith nimmt Gefrornes, der Beau schlürft einen sherry cobbler.)

Der Beau. Der Abend ist herrlich.

Miß Smith. Ja, diese sanfte Kühle thut wohl nach der Hitze, die wir gehabt haben. Der Thermometer Fahrenheit's erreichte 99 Grade, und mein Vater sagt, daß das noch nichts sei, daß er auf 110 steigen werde, wie das vorige Jahr.

Der Beau. Man wird nicht mehr wissen, was man thun soll.

Miß Smith. Wir werden an's Meer gehen.

Der Beau. Ich werde sehr betrübt sein, Sie abreisen zu sehen.

Miß Smith. Kommen Sie mit uns.

Der Beau. Unmöglich; ich habe die Absicht, in Büffelhäuten zu spekuliren, das wird mich nach dem Westen führen.

Miß Smith. Meine guten Wünsche begleiten das Geschäft.

Der Beau. Es muß gelingen, sobald Sie das mindeste Interesse daran nehmen.

Miß Smith. Ich habe stets mit Befriedigung bemerkt, daß Ihr Urtheil gesund und Ihr Kalkül rasch ist.

Der Beau. Ja, ich kann, ohne mir zu schmeicheln, sagen, daß auf unserem Platze Niemand besser und schneller rechnet, als ich — ebenso, wie es in den ganzen Vereinigten Staaten keine zweite Lady gibt, deren Augen so rein und so reizend blau wären, wie die Ihrigen.

Miß Smith. Sie sind zu galant.

Der Beau. Ich bin nur wahr.

Miß Smith. Wir müssen aufbrechen.

Der Beau. Nach Befehl, mein Fräulein.

Miß Smith. Und fahren Sie rasch; ich habe zum Thee einen jungen Beau eingeladen, der mir vorgestellt wurde und der in der That sehr liebenswürdig ist.

Der Beau. Ich werde einen schnellen Trab nehmen, damit sich der Gentleman nicht langweilt.

Dritte Scene.

(Sitzzimmer der Familie. Man hat Thee getrunken und ist im Begriff fortzugehen.)

Miß Smith. Ich wünsche Sie zu sprechen.

Der Beau. Sie befehlen?

Miß Smith. Ihre Besuche sind zu häufig; es fällt auf, daß wir oft zusammen ausgehen; ich will nicht mehr plänkeln mit Ihnen.

Der Beau. Wie Sie wünschen, mein Fräulein; Ihr Wille geschehe. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.

Miß Smith. Good bye!

Es gibt kein Beispiel, daß ein verlassener beau sich dem Befehl seiner belle widersetzt hätte.

Das so eben geschilderte Verhältniß wird in

Amerika flirtation genannt. Jeder amerikanische Mann und jedes amerikanische Weib muß einmal in seinem Leben eine flirtation gehabt haben. Der nie ge„bellt“ und die nie ge„flirt“ hat, sind keine echten Amerikaner. Man würde aber irren, wollte man daraus bei den Yankees auf eine starke und bleibende Neigung zum flirtiren schließen. Im Gegentheil hält die Lust dazu nicht lange an und ist die Periode der flirtation nur von kurzer Dauer. Die jungen Leute wissen dies selbst und pflegen die nicht Maßhaltenden gern zu bespötteln. So gibt es für ein Mädchen oder einen jungen Mann nichts Schlimmeres, als wenn man sagt: „sie ist eine flirt“, oder „er ist ein ladyman.“

In der That widerstreiten Uebertreibung und Schrankenlosigkeit dem eigenen Wesen der Flirtation. Wie wir nämlich sahen, so hat dieselbe zwei Seiten. Einerseits will das Mädchen den jungen Mann fesseln und ihn ihre Suprematie fühlen lassen, andererseits fürchtet sie, selbst in Schlingen zu fallen und hält daher zurück. Das Ganze ist ein geistreiches Spiel, das die Formen der Liebe nachahmt, ohne ihren Inhalt zu

haben — gleichsam eine Gefühlsübung. Doch lehrt die Erfahrung, daß es nicht immer beim bloßen Spiel bleibt, und daß die Flirtation auch einen praktischen Zweck hat. Dieser Zweck besteht darin, den Charakter der Männer zu studiren — ein Studium, wofür die Amerikanerin eine große Passion hat.

In diesem Studium würde sie es aber nicht weit bringen und vielleicht sogar, ihr selbst zum Schaden, lebenslang eine Pfuscherin bleiben, wenn ihr dabei, außer ihrer Würde und Unabhängigkeit, nicht noch ein Drittes zu Hilfe käme. Das ist die echte Bildung, die das amerikanische Mädchen besitzt und ohne welche, trotz aller dignity und indipendence, sie schließlich doch nichts ausrichten würde. Prüfen wir diese etwas näher.

In keinem Lande wird auf die Erziehung der Töchter so viel verwendet, als in den Vereinigten Staaten von Amerika. Der Unterricht der Mädchen währt dort nicht blos länger, sondern ist auch besser und gründlicher als in Europa. Die Mädchen gehen in der Regel bis zum achtzehnten, oft bis zum zwan=

zigsten Jahre in die Schule. Während dieser Zeit lernen sie nicht blos die Anfangsgründe, sondern den ganzen Umfang der ihnen vorgetragenen Gegenstände. Eigene Lehrbücher für Töchterschulen gibt es gar nicht und sie müssen sich an die gewöhnlichen Compendia halten. Ein großer Theil derselben ist freilich von Frauen selbst verfaßt. Doch thut dies ihrem Werthe keinen Abbruch; es ist ein europäischer Einwand. Die Lehrbücher von Emma Willard z. B., die in allen Töchter- und Knabenschulen eingeführt sind, können sich getrost allen anderen an die Seite stellen. Ebenso ist die Anzahl der Unterrichtsgegenstände, welche gelehrt werden, eine größere als bei uns. Auf das Erlernen fremder Sprachen wird in den Schulen nicht zu viel Gewicht gelegt, obwohl das große Talent der Amerikanerinnen dafür bekannt ist *). Mehr Zeit verwendet

*) Von Sprachen, die privatim studirt werden, lernen die Amerikanerinnen gewöhnlich Deutsch und Französisch, dann Spanisch. Halbe Mezzofanti's, die mehrere Sprachen fertig sprechen und schreiben, sind unter ihnen nichts Seltenes.

man auf die praktischen Wissenschaften, Geschichte, Naturlehre, insbesondere Botanik. Fast jedes amerikanische Mädchen hat ihr Herbarium und setzt dasselbe fort, auch wenn sie bereits die Schule verlassen. Ein Gegenstand, der bei uns nicht tradirt wird und dort häufig vorkommt, ist Geometrie und Trigonometrie, nebst höherem Rechnen. Musik und Zeichnen werden nicht vernachlässigt und oft leidenschaftlich betrieben.

In Bezug auf die Unterrichtsmethode hatte ich einst mit einer renommirten Instituts-Inhaberin ein Gespräch, das ich hier mittheilen will. Die Dame, der ich sehr gut empfohlen war, schien geneigt, auf die Empfehlung einzugehen, wenn sie nur vorher über einen Punkt beruhigt wäre. Es betraf die Lehrmethode, von der sie meinte, daß kein Europäer, er mag ein noch so großer Pädagoge sein, etwas davon verstände. Noch ihrer Meinung müßten Kinder, namentlich Mädchen, in Amerika ganz anders als irgend wo sonst behandelt werden. Wir stritten lange hin und her, indem ich die Ehre der deutschen Pädagogik zu retten mich bemühte,

wogegen sie mir tapfer die Stange hielt. Endlich einigten wir uns dahin, daß als oberstem Grundsatz der Eigenkraft der Kinder, wie sie es nannte, der freieste Spielraum gelassen werde, und die erste Aufgabe des Lehrers die sei, sie durch innere Ueberzeugung zur Annahme des Gelehrten anzuleiten. In meiner Praxis fand ich später die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigt. Ihre Nichtbeobachtung allein erklärt das Widerstreben, mit dem neue Lehrer aus Europa gewöhnlich bei ihren Schülern zu kämpfen haben *).

Was die äußere Eintheilung des Unterrichts betrifft, so fängt derselbe gewöhnlich Vormittag um 7, im Winter um 8 Uhr an und dauert 3 bis 4 Stunden. Desgleichen findet Nachmittag von 2 bis 4 Uhr Schule statt. Die Mädchen gehen, wie schon bemerkt, ohne Begleitung aus, und es ist ein interessanter Anblick, die hoch aufgeschossenen Studentinnen, von denen manche dem heiratsfähigen Alter nahe steht, schaarenweise durch

*) Ein zweiter Einigungspunkt war der, daß es bei der Erziehung mehr auf die Bildung des Urtheils, als auf die Erzeugung von sogenanntem „Geist“ ankomme.

die Straßen ziehen zu sehen, einen Stoß Bücher vor sich hertragend und den wallenden Schleier um's Gesichtchen. Damit steht eine andere Sitte im Einklang, die auf den amerikanischen Töchterhochschulen üblich ist. Dann und wann pflegen nämlich die jungen, und wohl auch älteren Herren und Freunde der Fräuleins, sich in den colleges einzufinden und dem Unterricht beizuwohnen. Die galanten Besucher erhalten dann Gelegenheit, die Leistungen ihrer Freundinnen zu hören und sich an ihrem Fortschritt in den schönen Wissenschaften und Künsten zu erfreuen. Einem verlassenen beau steht es hier frei, wenn seine belle hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, im Stillen an ihr Rache zu nehmen. Andererseits ist auf diesem schönen Wege schon manche Verbindung für das Leben geknüpft worden. Der verstorbene Gesandte Rußlands in Washington z. B., Herr von Bibesko, lernte seine Gattin in einem college kennen. Wenn aber die amerikanische Miß ihre Hochschule verläßt, hat sie oft auch mehr im Kopf, als mancher deutsche Bursche, der Bier und Tabakrauch für Weisheit schluckte.

Um noch den Geist im Allgemeinen zu bezeichnen, der auf den amerikanischen Frauenschulen herrscht, so will ich sagen, daß sie mit den englischen Schulen die praktische Richtung, mit den französischen die Geschmacksbildung, mit den deutschen die gemüthliche Tendenz gemein haben. Hiezu kommt dann noch der kosmopolitische Geist der Amerikaner.

* * *

VI.

Sein oder Nichtsein? — Liebe.

Hat ein Mädchen seine Univerisitäts- und Männerstudien beendet, so entsteht die Frage: — was nun? — Die Leserin wird sich vielleicht über diese Frage wundern. Was soll ein Mädchen anders thun, als heirathen, wenn sie kann! In der That, so pflegt die Mehrzahl der Frauen in Europa zu urtheilen. Aber anders in Amerika.

Zwar, wenn es auf's Können ankommt, so ist dasselbe nirgends leichter, als in der Union. Eigentliche Hindernisse gibt es für ein heiratslustiges Mädchen im Grunde gar keine. Staat und gesellschaftliche Einrichtung haben sie ihr längst aus dem Wege geräumt. Das Gesetz fordert von ihr nichts, als die in Gegenwart eines Zeugen abgelegte deutliche Erklärung. Dieser Zeuge kann das Gericht, der Notar oder Pfarrer, in manchen Staaten auch irgend eine dritte, vertrauenswürdige Person sein. Die schriftliche Be-

stätigung dieser Organe gilt als Urkunde mit voller Rechtskraft. Eine kirchliche Trauung ist zwar erlaubt, aber nicht allenthalben üblich.

Die Eltern nehmen auf den Entschluß der Tochter wenig Einfluß. Sie geben ihr in der Regel keine Mitgift und meistens nur eine kleine Ausstattung. Aus diesem Grunde enthalten sie sich auch eines mehr als moralischen Beiraths, dessen Grenzlinie überdies ziemlich enge ist. Eltern, die ihre Tochter zu einer Heirath zwingen oder von einer abhalten wollten, würden die Sache nur verschlimmern. Das amerikanische Kind ist an seine Selbstbestimmung gewöhnt und fühlt sich schon durch den bloßen Schein des Zwangs verletzt. Well, then I take my hat and go — Nun, so nehme ich meinen Hut und gehe — heißt es gleich, und wenn eine Amerikanerin dies sagt, so ist es gewöhnlich zu spät. Sie geht, zu einer Verwandten, Freundin u. dgl. und die Eltern haben nur das Nachsehen. Wollten sie weiter handeln, so würde dies wenig oder gar nichts nützen. Die öffentliche Meinung nimmt gegen sie Partei, während der freie Wille des Mädchens geschützt

wird *). Nur in einem Falle haben die Eltern eine entscheidende Stimme: — wenn es sich um die Aufnahme des künftigen Schwiegersohnes in's Haus handelt — ein Fall, der bei besseren, wenn auch nicht gerade immer reichen Familien, öfters vorkommt.

An Bewerbern haben amerikanische Mädchen keinen Mangel. Die Attraction ihres Magnets ist so groß, daß immer ein oder der andere Mannsspan daran hängt. Fällt einer einmal ab, so geschieht es nicht vermöge der eigenen Schwerkraft, sondern weil sie ihn fallen läßt. Ein Mann muß daher froh sein, wenn er das Glück genießt, irgendwo fest zu picken. Die Amerikaner benehmen sich darnach; sie heiraten, sobald sie können. Dabei sprechen nicht blos Natur- und Moral-, sondern

---

*) Ein drastisches Beispiel, das in New-York vorfiel. Die Tochter eines reichen Vaters liebt einen armen Mann und will ihn heiraten. Der Vater ist dagegen und verweigert ihrem Vorhaben seinen Beistand. Statt dessen bietet er dem designirten Schwiegersohne, wofern er auf die match verzichtet, eine größere Geldsumme an. Der Bewerber geht darauf ein; das Geschäft wird mit Zu-

ebenso sehr Geschäftsrücksichten mit. Es gehört zum Begriff des Geschäfts, eine Frau zu haben und mit ihr in Harmonie zu leben.

Ein Ehemann verdient im Handel und Wandel mehr Vertrauen als ein Hagestolz, und die Amerikaner schachern lieber mit jenem, als mit diesem. Wer also irgend kann, sucht sich dieses Vertrauens so bald als möglich würdig zu machen. Die Ansichten über die materiellen Bedingungen einer Ehe weichen von den unseren bedeutend ab. Nach amerikanischen Begriffen wird dazu weder ein großes Einkommen, noch eine sichere Stellung, sondern die bloße Fähigkeit erfordert, sich beide zu erwerben. Das Vertrauen, welches der eine oder andere Theil in diese hat, bildet daher die eigentliche materielle Voraussetzung der Heirath. Je

---

ziehung eines Notars abgeschlossen, und der Abgefundene empfängt sein Geld. In diesem Augenblick erscheint die Miß im Reiseanzug. „Wenn er verzichtet, so verzichte ich nicht" — erklärt sie und geht mit Schatz und Geld davon. Die Journale gratulirten der Tochter und verlachten den Vater.

nach der Größe dieses Vertrauens werden mehr oder weniger glänzende Ehen geschlossen. Man sieht zuweilen „matches,“ die fast auf nichts, als auf diesem Vertrauen beruhen. Ein Clerk, der gerade so viel bezieht, um seinen doppelten board zu bestreiten, nimmt sich doch ein Weib; er heiratet, nicht etwa aus dem boardinghouse heraus, sondern erst recht in dasselbe hinein. Das junge Paar bleibt, Kinder zur Welt bringend, oft viele Jahre in demselben wohnen, bis es den Anstrengungen des Mannes gelingt, einen eigenen Hausheerd zu gründen. So bescheiden dieser sein mag, so ist doch die Familie glücklich und erfreut sich im Hinblick auf das Gestern um so mehr des Heute.

Unter solchen Umständen begegnet ein heiratslustiges Mädchen auf dem Wege zur Wahlurne keinen Hindernissen. Sie braucht nur zu wollen und kühn hineinzugreifen, siehe — so steht er da. Ob er ihr gefällt, ist ihre Sache; allein in ihrem Willen wird sie durch nichts beschränkt.

Indessen — gibt es keine Hindernisse, so gibt es doch Schwierigkeiten, und gibt es auch keine Schwie-

rigkeiten, so treten doch häufig Bedenken ein, die manchmal große Dimensionen annehmen. Namentlich sind die letzteren für ein gebildetes Mädchen oft sehr bedeutend.

Ein amerikanisches Mädchen, das in ihrer Wahl nicht beschränkt ist, hat ihren Entschluß auch nur vor sich selbst zu verantworten. Was sie thut, geht sie allein an, und wie sie sich bettet, ist ihre Sorge. Wählt sie gut, empfängt sie den Lohn, wählt sie schlecht, muß sie allein die Folgen tragen. Diese Doppel-Aussicht schwebt beständig vor ihren Augen, und weit entfernt, sie zur Kühnheit zu bestimmen, macht sie dieses „Sie allein angehen," „allein ihre Sorge sein" eher bedächtig und vorsichtig. Ihre Vorsicht wird noch durch den Umstand erhöht, daß die Ehe, deren Schließung einerseits ungemein erleichtert, andererseits in den meisten Staaten unauflöslich, und schon eine Scheidung von Tisch und Bett sehr erschwert ist. Entschließt sich also ein Mädchen, in den heiligen Bund einzutreten, so muß sie es in der Ueberzeugung thun, daß ein Entrinnen nicht mehr möglich, daß sie

für ewig entweder glücklich oder verdammt sein wird. Eine solche Ueberzeugung ist wohl geeignet, der absoluten Freiheit des Entschlusses gegenüber, ein gleichstarkes Gegengewicht zu bilden.

Zu diesen allgemeinen Bedenken gesellen sich dann noch besondere. Das erste ist die verhältnißmäßig kleine Anzahl von gebildeten Männern. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Mehrzahl der Amerikaner un- oder im Allgemeinen nicht genügend gebildet sei; im Gegentheil findet man im Durchschnitt mehr echte Mannesbildung in Amerika, als z. B. in Deutschland. Allein es fehlt im Verhältniß zu der Anzahl der ehebaren Frauen noch an heiratsfähigen Männern, welche in Bezug auf wahre Bildung (im amerikanischen Sinn des Wortes) jenen gleichkämen. Das Geschäftstreiben der neuen Welt, die zunächst mit ihrer materiellen Existenz zu thun hat, trägt die Schuld daran. Wäre dies aber auch nicht der Fall, und hätte ein Mädchen auch nur unter den gebildeten zu wählen, so sind doch nicht alle höhergebildeten Männer gleich liebenswürdig. Sodann beansprucht

die Gründung eines Hauswesens in Amerika größere Mittel als bei uns, während zugleich das Dasein einer Familie viel größeren Wechselfällen ausgesetzt ist. Betragen doch in manchen Familien die Erziehungskosten allein schon mehr als ein Drittel des ganzen Einkommens. Wie könnte aber eine amerikanische Mutter zugeben, daß ihre Töchter schlechter erzogen würden, als sie selbst? Das Geringste, was sie verlangt, ist, daß sie ihr an Bildung gleichstehen. Endlich wird mit der Ehe überhaupt ein höherer Begriff verknüpft, als in Europa. Im Ocean des amerikanischen Lebens, wo es keinen festen Punkt gibt und Jeder auf sich selbst gestellt, auf seine eigene Kraft angewiesen ist, findet, wer einen ruhigen Sammelpunkt sucht, ihn nur in der Familie. Die Familie ist fast der einzige conservative Boden der Gesellschaft, und die Familie, respective die Ehe, wird daher auch als der Grundpfeiler der Republik betrachtet. Dies fühlen vor Allem die amerikanischen Frauen, deren Schwerpunkt in der home liegt, und es ist ihnen daher nicht zu verargen, wenn sie bei ihrer

Wahl etwas calculating (berechnend) vorgehen. Wenn eine Amerikanerin liebt, so wird sie nichts abhalten, den Geliebten, reich oder arm, zu heiraten. Wenn sie umgekehrt nicht liebt und an ihren Bewerbern keinen Gefallen findet, so mögen diese noch so zahlreich sein, sie wird keinen nehmen und lieber eine alte Jungfer bleiben, als eine halbe Ehe eingehen.

Thatsächlich ist die Anzahl solcher jungfräulichen Heroinnen in Amerika nicht gering, verhältnißmäßig vielleicht größer, als in andern Ländern; ich kannte ihrer ein ganzes Dutzend in New-York. Man würde aber irren, wollte man diese Republikanerinnen mit unseren alten Jungfern auf eine Linie stellen. Die republikanischen Jungfrauen vertreiben sich die Zeit weder mit Musik noch mit Lectüre, noch vertrocknen sie am Nähtisch. Sie unternehmen vielmehr mancherlei Gemeinnütziges, gründen Schulen, bilden Vereine, schreiben für Journale u. dgl. Ihre Bestrebungen und Beweggründe sind immer höhere, philanthropische, patriotische. Auch wird ihr Thun nach seinem vollen Werthe von Vaterland und Gesellschaft anerkannt.

Gleichwohl hat weder solcher Dank, noch die Genugthuung, die aus dem eigenen Bewußtsein entspringt, auf sie jene Wirkung, die man erwarten sollte. Die jungfräuliche Matrone *) fühlt, daß über jene Genugthuung hinaus etwas liegt, was nicht befriedigt ist und es doch sein will. Dieses Etwas, was wäre es anders, als das amerikanische Herz. Mit ihrem Herzen kann selbst eine Amerikanerin nicht brechen. Wenn sie es geglaubt hat, so hat sie sich getäuscht, und der Kampf kann ihr nicht erspart bleiben. Wie schwer derselbe sein kann, beweist am besten ein Sonett, das ich hier mittheile. Es wurde noch nicht veröffentlicht und ist von Herrn von Hermannsthal trefflich übersetzt.

---

*) Nach der Aeußerung einer New-Yorkerin, welche meinte: „before thirty the character of a woman is not formed," — Mädchen von 25—30 Jahren.

Sonett.

Aus dem amerikanischen Manuscript.

Deutsch von H. von Hermannsthal.

Nichts schafft dem Herzen süßer Ruhe Lust;
Der Tod ist Tod, und Schlaf ist Schlaf allein,
Und süße Ruh' will nicht das Schweigen sein,
Das da regiert in einer wunden Brust.

Stets such' ich sie, doch immer mir bewußt
Getäuschten Zutrau'ns, todter Hoffnungen,
Muß in der Brust ich eine Leere seh'n,
Ach, eine Leere in der armen Brust,

Die höchstens zitternd ew'ge Sorge füllt.
So wird mir Nichts zu Theil, als dicht'ste Nacht,
In welcher rastlos meine Thräne quillt,

Die blüthenleer mein junges Leben macht.
Ich such' — ich täusche mich — ich suche noch,
Und unabläßig Schmerz nur find' ich doch.

Als wir dieses Sonett das erste Mal lasen, fiel uns unwillkührlich Gräfin Hahn-Hahn ein. Auch sie

konnte nie den Rechten finden und sprach dies in mehreren Romanen aus. Aber was sind jene Romane alle gegen dieses einzige Sonett. Es steht uns hier nicht zu, beide kritisch zu vergleichen, so interessant es vielleicht sein würde. Aber einen Unterschied müssen wir erwähnen, der als der gründlichste sich ohne Zweifel Jedem aufdrängt. Wir meinen den Gegensatz zwischen der blasirten Dame und dem ethischen Weibe. Dieser Unterschied trat auch praktisch im Leben der beiden Frauen hervor. Ihre Romane führten die Gräfin in's Kloster; ihre Poesie die Republikanerin in's —

Doch ich schweife ab. Das Sonett soll nur zeigen, ob die amerikanischen Damen, wie man sie gewöhnlich schildert, kalt und gefühllos sind. Aufrichtig gesagt, war ich im Anfang selbst dieser Meinung, wurde aber bald eines Besseren belehrt.

Eines Abends wurde über den eben erwähnten Vorwurf in einem Cirkel, dem auch die Verfasserin des Sonetts beiwohnte, viel hin und her gestritten. Da mehrere Deutsche zugegen waren, so waren die Meinungen getheilt. Man erhitzte sich gegenseitig und ich

äußerte endlich spöttisch, wenn die Amerikanerinnen auch Gefühl hätten, verstünden sie doch nichts von Liebe. Das war eine unerhörte Blasphemie, die nicht ungezüchtigt bleiben durfte. Man entgegnete mir zunächst, ein solcher Ausspruch beweise nur, wie wenig ich selbst geliebt worden und der Liebe werth sei. Anderen Tags aber erhielt ich ein Gedicht, dem folgende Zeilen beilagen:

„Dem deutschen Spötter!"

„Damit Sie wissen, wie Amerikanerinnen lieben, habe ich beschlossen, Ihnen das Gedicht zu senden. Lesen Sie es, und dann prüfen Sie, ob — Sie ein Amerikaner werden können."

„Die Ihrige"
„Nie."

Das Gedicht, ebenfalls noch unveröffentlicht und durch die Güte Herrn von Hermannsthal's übersetzt, lautet:

Dem Geliebten.

Aus dem amerikanischen Manuscript.

Deutsch von H. von Hermannsthal.

Weit mächt'ger als der Tod, ist meine Liebe:
Wenn er mit eh'rner Hand,
Und schwacher doch, vom Diesseits mich vertriebe,
Die Liebe nähm' ich mit in's ew'ge Land,

Die tiefer, als das Räthsel dieses Lebens,
Das kein Verstand ermißt;
Sie kam, ich weiß nicht, wie? endlosen Strebens,
Ihr droht kein Grab, weil sie unsterblich ist.

Rein, wie der blaue Himmel, ist mein Lieben,
Von jeder Makel rein:
Selbstsucht ist meiner Seele fern geblieben,
Sterb' ich für Dich, ist's Wonne mir, nicht Pein.

So treu, wie sie, ist nicht Magnetes Spitze,
Sie schwankt, wie diese, nie.
Sie blickt nach Dir allein; nach Deinem Sitze,
Wo immer Du auch weilest, weiset sie.

Mehr, als die See, ist meine Lieb' ohne Ende,
Weil Grenze ihr gebricht;
Wenn ich nach ihr und Dir Betrachtung wende,
So seh' ich, wo ihr Grund, ihr Ufer, nicht.

Kräft'ger ist Lieb' in mir, als Adlerschwingen;
Jedwede große That,
Sie müßt' um Deinetwillen mir gelingen,
Die Alles Muth mit Dir zu tragen hat.

Stolzer ist meine Lieb', als die Gekrönten,
Zu künden drängt es mich:
„Mein ist Er, dem zum Preis die Saiten tönten,
Und ich bin sein, ob auch mein Leben wich."

Doch ist demüth'ger sie, als Dir zu Füßen
Das Gräslein, das Dich spürt:
Beglückt schon, will Dein Lächeln mich begrüßen,
Wenn Deiner Stimme Klang mein Ohr berührt.

Geliebter, größer noch ist meine Liebe,
Als Deine ist für mich:
Du bist ein Mann — nie füllen solche Triebe
So ganz Dein Herz, wie meine Brust für Dich. —

Was in diesem Gedichte auffällt, ist weniger sein poetischer Gehalt, obwol derselbe höchst bedeutend, sondern die Art der Empfindung, die ihm zu Grunde liegt. „Kräftiger als Adlerschwingen," — „stolzer als ein Gekrönter" — „zu künden drängt es mich" — sind Gefühlsausbrüche, die eine Europäerin kaum verstehen wird. Darin spricht sich nicht blos, wie namentlich in dem Gedanken der Verkündigung, der auf das öffentliche Leben hinweist, ein anderer gesellschaftlicher Zustand, sondern ein außerordentlich starkes, persönliches Bewußtsein aus, wie es bei Frauen äußerst selten. Das Ganze könnte, mit Ausnahme zweier Verse, eher ein Mann als eine Frau verfaßt haben, während man nicht sagen kann, daß die Verfasserin hierin unter ihren Landsmännin eine Ausnahme bildet. Jede Amerikanerin fühlt so oder ähnlich und es scheint daher, als ob die Eigenschaften zwischen Mann und Frau dort anders vertheilt wären, als in Europa. Wenn dies in der That der Fall ist, so darf man daraus doch keine falschen Schlüsse ziehen. Es handelt sich um Relatives und auch die Amerikaner haben

den Begriff des strongwoman (Mannweib). Schon W. Riehl bemerkt, daß die Frauen des Alterthums und Mittelalters (wie heute noch des Bauernstandes) mehr männliche Eigenschaften hatten, als die Neuzeit. Die nivellirende Tendenz unserer Zeit, die auch aus dem Gesicht des Menschen die Züge auslöscht und nur Mienen zurück läßt, soll der Grund sein.

Wie die obigen Verse das Gefühl der amerikanischen Frau, so charakterisirt das folgende Gedicht die Liebesempfindung des amerikanischen Mannes.

Rosalie Cläre.

Von Charles Fenno Hofmann.

Deutsch v. Fr. Spielhagen.

Wer kennte ein Mädchen, das lieblicher wär'!
Wer rühmt nicht die Schönheit von Rosalie Cläre!
Laßt ihn satteln den Renner und reiten in's Feld,
Er muß unterliegen, wie kühn er sich stellt;
Es wanket sein Roß, und es splittert sein Speer
Vor der Lanze des Ritters von Rosalie Cläre!

Wenn die Zecher schwärmen beim festlichen Mahl,
Der Traube Blut füllet den gold'nen Pokal,
Wenn sie singen und sagen von Liebe und Lust,
Und Lebehoch schallet aus vollester Brust —
Da leuchtet manch' Auge, manch' Herze wird schwer,
Nennt einer die Schönste — nennt Rosalie Cläre.

Laß sie prahlen vom Lande, wo reifet der Wein,
Von den Mädchen am Ebro, am Arno, am Rhein!
Von der üppigen Schönheit der östlichen Frau'n
Mit flammendem Aug' unter dunkelen Brau'n!
Welch' prächtige Blume weit über dem Meer
Glich unserem Blümlein, glich Rosalie Cläre!

Wer kennte ein Mädchen, das lieblicher wär'!
Er blick' nur in's Auge von Rosalie Cläre,
Er hör' ihre Stimme, schau' ihre Gestalt —
Wenn da ihm das Herze im Leibe nicht wallt,
Geh' er hin, wo er will! nicht würdig ist er,
Zu weilen im Lichtglanz von Rosalie Cläre!

Man sieht, der Amerikaner besitzt keine detaillirte Empfindung, ihn erfaßt der Liebesreiz im Allgemeinen und er gibt ihm auch nur im Allgemeinen Ausdruck.

Auge, Stimme und Gestalt — Vergleich mit Europa — Schluß: Amerika hat die schönsten Mädchen — voilà tout. Mehr weiß er nicht zu sagen, vielleicht nur, weil ihm die Zeit dazu fehlt, denn time is money, but not love, wie mir Einer einmal sagte. Dabei ist die Stimmung eine burschikose, nicht ohne sinnlichen Anhauch. Trotzdem läßt sich dem Gedicht ein großer poetischer Werth nicht absprechen. Insbesondere ist der Glanz der Schönheit, den die amerikanische Frau durch ihre hohe Stellung über Alles ausgießt, und der ein wirklicher „Lichtglanz" ist, effektvoll ausgedrückt.

Indem wir beide Gedichte mit einander vergleichen, fällt uns ein Wort B. Goltz' ein:

„Die Leidenschaft des Weibes gewinnt stets eine geistige und sittliche Potenz, während die Liebe des Mannes ihres sinnlichen Untergrundes nie völlig los wird."

* * *

VII.

Ehe und Familie.

Glückliche Ehen bespricht man nicht. Wir können also kurz sein.

Ein unionistischer Autor sagt:

„Welche Unbequemlichkeiten es immer für uns haben mag, so ist es weder recht noch rathsam, sich um die Liebe oder den Besitz eines Weibes zu bewerben, ohne daß man die Absicht hat, sie zu heiraten. Jede individuelle Willkür oder Nichtachtung der Moral in diesem Punkte ist ein retrograder Verstoß gegen die Gesellschaft; er muß corrigirt und die Ueberläufer zur socialen Fahne des Rechts zurück gebracht werden, ehe die Gesellschaft als Ganzes, vermöge ihrer Gesetze und Sitten, zu der Durchführung einer höheren Wahrheit fortschreiten kann."

Diese Worte enthalten keine Phrase, sondern eine Thatsache.

Der erwachsene Amerikaner sieht die Mädchen im Allgemeinen von keinem anderen Gesichtspunkt an. Der Reiz des bloßen Verliebtseins ist ihm fremd und er nähert sich den Schönen nur, um sie zu heiraten. Wenn er dies nicht kann, bleibt er lieber fern, als daß er sich mit den „Unbequemlichkeiten" der Liebe herumschlägt. Schon darin liegt eine Bürgschaft, daß seine Wahl, wenn er sie trifft, eine glückliche sein muß.

Die Art, wie junge Amerikaner zu dieser schreiten, ist in der Regel sehr genau. Lange Vorbereitungen sind dazu nicht nöthig. Ein Heiratskandidat ist überall willkommen und wird daher sehr leicht eingeführt. Die große Männerkenntniß, welche das amerikanische Mädchen besitzt, macht ein längeres Verhältniß überflüssig. Sie erkennt meist schon beim ersten Blick, mit wem sie es zu thun hat. Der Typus steht jedenfalls gleich fest, und sie frägt nur nach den Nuancen. Da diese bei den Yankeemännern nicht sehr groß, so ist das Studium bald beendet.

Sobald der Verehrer es bemerkt, schreitet er zur

Entscheidung. Sie ist, jeden Zweifel ausschließend, kurz und bündig.

— Miß Sarah, ich wünschte eine sichere Antwort von Ihnen.

— Mr. Steel, die sollen Sie haben.

— Sie kennen mich und meine Position. Ich suche eine Gattin. Darf ich auf Sie zählen?

— Sie dürfen.

Dabei reicht sie ihm die Hand und — — weiter nichts.

Kein Kuß, keine Umarmung, kein Anblick — nichts als die Hand. Die Hand vertritt alles Uebrige *). Mr. Steel ergreift sie und fühlt sich befriedigt. Das Verlöbniß ist geschlossen.

Unglaublich, unmöglich, ruft hier vielleicht die verehrte Leserin aus, Sie übertreiben.

Wahr und faktisch, meine Werthe, es mag über-

---

*) Siehe Seite 60, was über die Bedeutung der Hand gesagt ist.

trieben sein, aber ich übertreibe nicht. Kommt aus bester Quelle und stehe für die Wahrheit.

Wenn aber Sarah „Nein“ sagt?

Nun, Jakob kann nicht zum Trotz „Ja“ sagen, aber die Hände reichen sie sich dennoch. Der Handschlag hat nur diesmal eine andere Bedeutung. Er führt nicht zur Hochzeit, sondern zur Freundschaft. Und das ist ganz consequent, denn eine Amerikanerin darf das Vertrauen eines Amerikaners nicht mißbrauchen. Sie hält über alles reinen Mund und selbst ihre Freundinnen erfahren nichts von dem Vorfall. Man hört daher nie von abgeschlagenen Heiraten. Die sich für dergleichen interessiren, schließen es nur aus der neuen Thatsache der Freundschaft. Die Freundschaft ist somit auch in Amerika die Bucht, in welche alle verfehlten Liebschaften einlaufen. Der Unterschied von Europa ist jedoch der: dort ist die Freundschaft wirklich, hier blos scheinbar.

Doch auch zwischen den Verlobten bleibt es vorläufig bei der Freundschaft. Das mag abermals be-

fremdlich klingen, ist jedoch die reine Wahrheit. Der „Freund" spielt in Amerika noch eine Rolle, die er in Europa nicht mehr hat. Einen Freund zu haben, gilt dort als eine conditio sine qua non des civilisirten Lebens. Jeder Mensch besitzt einen Freund und rühmt sich dessen bei Gelegenheit mit Befriedigung. Mein Freund X, mein Freund der General *), unsere Freunde in Massachussets u. dgl. ist ein häufiger Refrain der Unterhaltung. Auf den Namen kommt es dabei nicht an, es handelt sich um die Sache; denn wer keinen Freund hat, erscheint als ein Barbar. Besonders im Verhältniß der Geschlechter ist der Freund ein unentbehrliches Vehikel. Das Mädchen sucht einen Freund, der Mann wünscht eine Freundin, die Frau nennt den Gatten „Freund," und er heißt sie mit Vorliebe: „liebste Freundin." Eine Frau, die blos einen Mann und keinen Freund hat, d. h. deren Mann nicht zugleich ihr Freund ist, wird als ein unglückliches Opfer

---

*) Die Yankee's lieben es, sich nach den Chargen zu tituliren, die sie in der Miliz bekleiden.

der Gesellschaft bedauert. Es fehlt ihr der Schutzpatron, der Talisman, der Heilige, — „das Salz der Erde" — ohne welches das Erdendasein keinen Reiz hat. Wenn sie, wie Loth, selbst zur Salzsäule würde, könnte dies ihre trostlose Lage nicht verbessern. Der „Freund" ist daher die Schraube, um die sich Alles dreht, und ihrer Triebkraft muß auch das Brautpaar folgen. Sich erst als Freunde kennen lernen und die Chancen, welche eine Liebe ohne Freundschaft haben mag, miteinander studiren, ist seine wahre Brautaufgabe. An ihr arbeitet es im Wachen und im Träumen, und so lange es damit beschäftigt, wird ihm auch kein falscher Freund oder Mephisto etwas anhaben.

Nichts imponirt mir mehr, erklärt Sarah, als ein Mann, der sich selbst beherrscht.

Welche Unbequemlichkeiten es auch haben mag, versichert Jakob, ich füge mich.

Seid principled, Kinder, ertönt die öffentliche Stimme, sonst zerfällt die Republik.

Solchen Motiven kann kein Amerikaner widerstehen. Sarah und Jakob bleiben also Freunde, und

ihre Freundschaft ist echt und wahr wie irgend eine. Auch die Freundschaft der Nichtverlobten ist von ihr nur im Ziele unterschieden. Das Ziel der Verlobten ist die Ehe, das Ziel der Nichtverlobten die Entsagung. Beide erreichen ihr Ziel — die Verlobten nur etwas früher.

Die Zeit des Brautstandes wird überall möglichst kurz bemessen. Man wird sich daher nicht wundern, wenn dies auch in Amerika der Fall ist. Wie in Allem, geht die Union auch hier allen anderen Völkern mit gutem Beispiel voran. Die Termine sind nach Zeit und Ort, Geschäften, Ständen u. s. f. verschieden. In einer Zeit des Ueberflusses, wo die Geschäfte gut gehen und viel Geld durch viele Hände fließt, heiratet man rascher und geschwinder, als in einer Zeit des Geldmangels. Ebenso ist das Heiratstempo im Allgemeinen in den Städten größer, als auf dem flachen Lande. Ferner haben die einzelnen Berufsarten jede ihren besonderen Maßstab. Der Geschäftsmann z. B. heiratet am liebsten zu medio und ultimo, Politiker und Deputirte vor ihrem Eintritt in den Vertretungskörper, Geistliche,

denen die Zeit der Brautfahrt eine Zeit der Prüfung, der Brautstand aber ein Wüstenstand zu sein scheint, mögen sich, gemäß der Geschichte des Erlösers, nicht vor dem vierzigsten Tag dazu verstehen. Betrachtet man den Stand des Klerus als maßgebend, so lassen sich vierzig Tage als die Normalzeit für ein reguläres Brautpaar bestimmen. Zur Einrichtung des Hauswesens ist diese Zeit nicht zu kurz. Man kann in Amerika ein Haus in wenig Tagen und Stunden einrichten. Es ist dazu nichts nöthig, als die Bestellung und Bezahlung, und selbst letztere nicht immer gleich. Alles findet sich stets vorräthig und man braucht nur die Gegenstände, die man wünscht, im Preis-Courant — gewöhnlich ein ganzes Buch, worin jedes Object mit Abbildung, Beschreibung und Preis angegeben — zu bezeichnen. Das Ganze ist dann in einigen Stunden im Haus. Vorherige Besichtigung ist überflüssig, da die Preise, dem Werthe entsprechend, fixe sind. Man weiß die Totalsumme seiner möglichen Depense und wählt darnach die einzelnen Objekte aus. Fremde, die aus der Provinz oder Mittelamerika kommen, kaufen

sich auf diese Weise oft in einem Tage ihren ganzen Haus- und Gewerbsstand ein. Das Haus selbst steht von Eisen fertig und darf blos transportirt werden.

Daß übrigens in Amerika Ehen auch ohne Einrichtung eines eigenen Hausstandes geschlossen werden, indem sich das junge Paar blos im Kosthaus einmiethet, wurde schon gesagt. Ebenso haben wir uns über die gesetzlichen Erfordernisse bei Schließung einer Ehe ausgesprochen. Hier liegt uns noch ob, die Ceremonien und Feierlichkeiten bei der Hochzeit zu erwähnen.

Hochzeiten in dem Sinne, wie solche in Europa bei Hoch und Niedrig gang und gäbe sind, liebt man in Amerika nicht. Es herrscht ein Vorurtheil gegen glänzende Hochzeiten, das ziemlich verbreitet ist. Brilliant nuptials, wretched marriage, — glänzende Hochzeit, schlechte Ehe — heißt es, und man vermeidet, obwol der Amerikaner nicht abergläubisch ist, das böse Omen möglichst. In der Regel nehmen, wenn eine Hochzeit überhaupt stattfindet, nur die Eltern und Geschwister daran Theil; — sein und ihr „Freund" natürlich inclusive. Die anderen Freunde und Ver-

wandten werden nur zur Begrüßung nach der Trauung eingeladen. Der Act geht dann auch nicht vor dem notary public, sondern vor dem Richter oder Priester vor sich. Bemerkenswerth ist die Trauungsformel, welche dem Brautpaar vorgelegt wird. Dieselbe lautet:

„Schwöret Ihr vor Richter (oder Pfarrer) Bobtail, daß Ihr standhaft bleiben werdet, bis der Tod Euch von einander trennt, daß Ihr Euere Herzen nach außen fest verschließen und die Schlüssel dazu Eins dem Andern in Verwahrung geben werdet, daß keine neue Neigung, welche es immer sein mag, das Recht der Gastfreundschaft bei Euch erhalten werde, sondern daß Ihr Euch gegenseitig das erforderliche Maß physischen und geistigen Vergnügens (physical and passional enjoyment) per Tag, Woche und Monat, als schuldige Abtragung der ehelichen Pflicht fortan leisten werdet? Wenn Ihr das aufrichtig beschwören wollet, so sprecht es aus mit einem lauten Ja."

Man sieht, wie klar und der Sache angemessen die amerikanische Formel ist. Sie entspricht ebenso der sittlichen Auffassung der Ehe, wie den bisherigen Ge-

fühlen der Brautleute. Ihr müßt, will sie sagen, von nun an unterscheiden lernen. Was Ihr bis jetzt fühlen durftet, war bloße Freundschaft, was Ihr außer ihr jetzt fühlen sollet, heißt wahre Liebe. Habt Ihr Euch geprüft, ob Ihr beider fähig? — Prüfet Euch hier vor mir nochmals, und wenn Ihr es mit reinem Gewissen thun könnt, so schwöret.

Wie fad und verschwommen sind dagegen unsere Trauungsformeln.

Von dem Gericht oder aus der Kirche begibt sich das Brautpaar in den parlour. Hier stellt es sich vor dem Spiegel des Mittelpfeilers auf und empfängt die Geschenke und Gratulationen. Die ersteren sind nicht copiös wie bei uns, sondern bestehen meist blos in einem Andenken für die Braut. Auch ist zum vielen Glückwünschen und Parliren keine Zeit. Die Koffer sind gepackt und die Braut muß sich umziehen. Sobald dies geschehen, erfolgt die Abreise. Wohin, ist bekanntlich allen Brautleuten gleichgültig.

In Amerika werden reisende Brautpaare mit besonderer Zuvorkommenheit behandelt. Eine Heirat

ist nicht blos ein Vergnügen für die Betheiligten, sondern eine Wohlthat für das ganze Land. Bevölkerung, Sittlichkeit, Geschäfte, die öffentliche Wohlfahrt im Allgemeinen werden dadurch befördert, und ein Brautpaar macht sich daher um das Vaterland verdient. Diesem Verdienst entsprechend, wird ihm überall begegnet. Jedes Hotel hat sein eigenes brideroom (Brautzimmer), das an Comfort und Luxus alle anderen übertrifft. In der Regel nimmt es die schönste Lage und Aussicht ein, welche das Hotel darbietet. Auf Dampfschiffen befindet es sich unmittelbar in der Mitte neben den Schaufelrädern, wo die geringste Bewegung zu verspüren. Das Brautgemach wird natürlich nur an wirkliche Brautpaare vergeben, die sich als solche in irgend einer Weise legitimiren. Die Noth müßte groß an Mann sein, wenn es auch anderen Paaren geöffnet würde. Als ich einmal kraft meiner Freikarte als Mitglied der Presse am Eriesee die beste Kabine wünschte, sagte mir höflich der Kapitän: „Nun, ich gebe Ihnen die nächste nach dem brideroom, eine bessere kann ich nicht mehr schaffen.“ — Ich

erwiederte ihm: „Unter der Bedingung, daß heute kein Brautpaar mitfährt,“ worauf er mich verwundert ansah und dann schmerzlich ausrief: „Ach Herr, seit drei Monaten war keins mehr drinnen.“ Mich rührte solcher Patriotismus. Wie freundlich wäre der Mann erst gewesen, wenn ich vermocht hätte, mich ihm als Theilhaber eines Journalisten-Brautpaares vorzustellen! Da ich nie in dieser Lage war, kann ich über das Innere des briderooms weiter nichts berichten. Unverbürgten Gerüchten zufolge soll es sehr interessant sein. Wie die Klage des Kapitäns beweist, wird es aber nicht viel benützt, und reisen die meisten Brautpaare nach Europa.

Der trip for Europe ist die gewöhnliche Hochzeitsreise. Ob dies darum geschieht, weil in der Seeluft und Seekrankheit ein sittliches Element liegt, welches das passional enjoyment befördert, weiß ich nicht zu sagen. So viel ist gewiß, daß jedes Brautpaar, welches die Reisekosten tragen kann, seinen Heiratsabstecher nach Europa macht. Die Wahl der Länder und Städte wechselt nach Geschmack und Vermögen.

Im Allgemeinen herrscht mehr Vorliebe für den Continent, als für England. Wenigstens wird die kürzeste Frist letzterem und London zugewendet. Mehr Anziehungskraft besitzt Paris, das auch auf die Amerikaner sein prestige ausübt. Nach Paris kommt entweder Rom und Italien, oder Schweiz und Deutschland. Die Mindergebildeten wählen jenes, die Mehrgebildeten dieses. Im letzteren Fall wirken oft noch Geschäfts- und Familienrücksichten mit. Amerikanische Geschäftsleute und Professoren heiraten gerne deutsche Mädchen. In dieser Beziehung sind besonders Gotha, Frankfurt, das Land am Rhein gesuchte Plätze. „Rosalie Cläre" zieht hier nicht absolutely. Seit dem Orientkriege ist auch Rußland Gegenstand der Neugierde geworden. So kannte ich ein Brautpaar, das mit Uebergehung aller anderen Punkte von London direkt nach Petersburg und Moskau reiste und nur die Rückreise über Berlin und Paris antrat. Ein anderer Theil läßt wieder das ganze Abendland links liegen und pilgert geradeaus nach — Palästina. Das sind die Frommen und Bigotten, die ihre Seele an der

Stelle, wo der saviour gewandelt, für ihre Kämpfe mit einander stärken wollen. Friderike Bremer traf z. B. auf ihrer Reise nach New-York ein solches Brautpaar, das von der Reise nach Jerusalem zurückkam. Beide — der Mann war Professor der Chemie — hatten den Niagarafall noch nicht gesehen. Im Ganzen wird auf eine solche Reise — nach europäischem Zeitmaß — sehr wenig Zeit verwendet. Der Redakteur eines der ersten Tagesblätter in New-York machte z. B. seinen Spaziergang nach Europa in vierzehn Tagen ab. Das soll nicht gegen seine Achtung für dasselbe, sondern für das enorme Vermögen der Yankees, das Schwierigste in der kürzesten Art zu überwinden, sprechen. Die Redakteure vieler großen Journale haben auf deutschen Universitäten studiert. Als durchschnittliche Dauer einer Hochzeitsreise nach Europa kann man — ausschließlich der Ueberfahrt — zwei bis sechs Wochen annehmen. —

Die Hochzeitsreise ist vorüber und das eheliche Leben beginnt. Ein Bild von diesem zu entwerfen, sind

wir außer Stande. Wir lassen es der Leserin über, es sich selbst auszumalen. Ihre Phantasie wird es besser thun können, als unsere Feder. Sie braucht sich nur an dem Arm ihres Gatten — natürlich eines Yankee — die neue home betretend, denken, und alle Herrlichkeiten der amerikanischen Ehe gehen vor ihr auf. Das teppichbelegte Vorhaus, die schönen parlour, die bequemen Wohnzimmer, der praktische Haushalt, die wundervolle Küche, die wenige Wäsche und einfache Toilette, der gehorsame Mann, der den baby trägt; diese ganze absolute Bedürfnißlosigkeit und Freiheit — ist das nicht wie geschaffen für einen Engel? — Gewiß, über dieser Pforte kann nicht Dantes Höllen-Inschrift stehen: Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate, gebt alle Hoffnung auf, die Ihr eintretet. Vielmehr sollte das Duogramm darüber kommen: Monrepos et Montjoie.

Während die Leserin der Bedeutung dieser Devise nachsinnt, wollen wir in unserer Skizze fortfahren.

Die amerikanische Ehe beruht auf drei Factoren:

Achtung, Pflichtgefühl und Liebe. Alle drei werden zu einer wahren Ehe als unentbehrlich angesehen. Wo einer dieser Factoren fehlt, gilt die Ehe als keine volle. Und zwar ist das Verhältniß, wie in manchem Anderen, das umgekehrte von Europa. Wir fangen bei der Liebe an und kommen dann zur Pflicht und Achtung; der Amerikaner fängt bei der Achtung an und kommt zuletzt zur Liebe. Ohne Liebe mag die Ehe unvollkommen, ohne Pflichtgefühl nicht glücklich sein, aber ohne Achtung hält er ein eheliches Verhältniß für schlechterdings unmöglich. Die amerikanische Logik schreitet also von dem Sittlichen zum Sinnlichen, die europäische von der Sinnlichkeit zur Sittlichkeit fort. Welcher Weg der richtigere ist, haben wir hier nicht zu untersuchen. Der eine mag so gut sein, wie der andere, sofern er zum Ziele führt. Läugnen läßt sich aber nicht, daß im Allgemeinen die amerikanische Methode mehr Chancen des Gelingens darbietet. Dies bestätigt auch die Erfahrung, wornach es in Amerika nur entweder ganz glückliche oder ganz unglückliche Ehen gibt, die juste-milieu und demi-monde-Ehe aber äußerst selten vor-

kommt. Von ersteren bilden die glücklichen Ehen die Mehrzahl.

Allein jedes Glück ist einer Steigerung fähig, und wenn es auch in Amerika nur glückliche oder unglückliche Ehen gibt, so lassen sich doch die glücklichen in glücklichere und glücklicheste eintheilen. Diese Gradation hängt von der verschiedenen Mischung und Stärke ab, in welcher die obigen Factoren bei den Eheleuten auftreten. Ein Ehepaar, dessen beide Theile gleich viel Achtung, Pflichtgefühl und Liebe, und in gleicher Stärke besitzen, wird gewiß zu den glücklichsten zählen. Die Vermehrung des ehelichen Glücks ist hier nur durch die Verstärkung des Gefühls an sich bedingt, welche nach einem bekannten dynamischen Gesetz in nothwendiger Progression fortschreitet. Eine solche Ehe gilt selbst in Amerika für ein Ideal, das alle anderen zur Nacheiferung anspornt. Insbesondere werden davon jene Ehepaare afficirt, in denen Achtung und Pflichtgefühl das Uebergewicht vor der Liebe haben. Dieser letztere casus gehört, wie schon gesagt, zu den normalen. Auf meiner Rückfahrt von New-York reiste ich

mit einem Yankee, dessen Schriften das an der Spitze dieses Kapitels stehende Citat entlehnt ist. Der Mann beklagte sich bitter, daß in den amerikanischen Ehen zu viel principle und kein animal life circulire. Jung verheiratet, aber bereits Witwer, hoffte er vielleicht in Paris eine animal-life-companion zu finden. Leider ging ihm jedoch dieser Wunsch nicht in Erfüllung; denn als ich ihn später sprach, eröffnete er mir, daß er sich in Paris getäuscht, daß, so viel er gesehen, es echtes animal life auch in Europa nicht gäbe, und er daher seine Hoffnung wieder auf Amerika vertagen wolle. Nach seiner Meinung sollte die neue Welt auch in diesem Punkt noch das Rechte finden.

Ein weiteres Moment, worauf es in der Beurtheilung der amerikanischen Ehe ankommt, ist die Frage, in welchem Umfang sich die drei Factoren auf die Ehegatten vertheilen. Wenn gleich zu einer glücklichen Ehe das Vorhandensein aller drei Potenzen gehört, so können sie doch auf Mann und Frau verschiedenartig vertheilt sein. Der Gatte kann z. B. mehr Achtung und weniger Pflichtgefühl, die Gattin dagegen

mehr Pflichtgefühl und weniger Achtung oder umgekehrt besitzen, von der Liebe ganz abgesehen. Der Fälle sind hier so viele als Combinationen möglich, und sie sind weniger für das conjugale Glück, als für den Charakter der Ehe belangreich. Da es sich nämlich, der allgemeinen Voraussetzung gemäß, nur um glückliche Ehen handelt, so kann die verschiedene Repartition der Factoren nur die individuelle Form derselben bedingen. Die Hauptbedingung ist, daß sich die relativen Quotienten der betreffenden Eigenschaften gegenseitig ergänzen, weil sonst das eheliche Glück aufhört. Im Uebrigen sind deren Antheile nach den Individualitäten verschieden und wechseln mit Zeit und Verhältnissen. Eine Amerikanerin aus dem Norden z. B. achtet, pflichtet und liebt anders, als eine aus dem Süden, und eine Frau aus der Zeit des Präsidenten Jackson hat in ihrem Blut nichts gemein mit einer lady aus den Tagen Websters. Ganz Jung-Amerika hofirt leichter, schneller und leidenschaftlicher als Old-Union, ohne daß es weniger fromm und bigott sein würde. Doch hat die Fähig-

keit und Kluft der Gegensätze sich in neuerer Zeit erweitert, so daß das Terrain für den sittlichen Conflict ebener geworden ist. Obwol nur versificirte Moral, werden Gedichte, wie „love or duty,“ die ein amerikanischer Dichter contrastirt, nicht mehr blos gemacht, sondern auch schon gedruckt. Manche anderen, wie wir oben sahen, kommen gar nicht zum Druck und circuliren im Freundeskreise im Manuscript, wo sie mit Begierde gelesen werden. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß es der Amerikaner bei dem starken dramatischen Talent und Trieb, den er besitzt, einmal auch im socialen Roman und Trauerspiel noch weit bringt. Vorläufig drückt ihn indeß der Sittlichkeits-Teufel nicht und er überläßt sich der traditionellen Strömung ohne Sorge. Die Ehe ist darum in Amerika keinen großen Gefahren ausgesetzt. Sociale Seuchen sind ohnehin nicht zu besorgen, und die kleineren Anfechtungen kann sie leicht überwinden.

Wie vortheilhaft dieser Charakter der amerikanischen Ehe auf das Familienleben einwirkt, bedarf nicht der Erwähnung. Die amerikanische Familie

zeichnet sich durch zwei Eigenschaften aus. Beide kommen ihr gleichmäßig zu, man hat aber bisher immer nur eine davon sehen wollen. Die erste ist der gesunde Familiengeist, der alle Glieder durchdringt und zu einem moralischen Ganzen vereinigt, und die zweite ist der autonome Sinn, von dem jeder Einzelne belebt und in seiner Individualität getragen wird. Fremde, die blos den letzteren wahrnehmen, glauben, daß auch nur er allein in der Familie vorhanden; allein sie täuschen sich und würden ihren Irrthum selbst einsehen, wenn sie das amerikanische Familienleben näher kennen würden. Diese Kenntniß sich zu erwerben, hält aber gerade schwer, da in das Innere der Familien kein fremdes Auge eindringt. Selbst Amerikaner kommen nicht hinein und pflegen das Wesen einer Familie nur aus seinen äußeren Früchten zu beurtheilen. Bei dem Europäer kommt noch hinzu, daß er das freie Individuum und die geschlossene Familie nicht recht zusammendenken kann, und wenn er es principiell und theoretisch selbst vermag, doch praktisch sich die Sache anders vorstellt. Die Schwierigkeit gehört zu jenen,

die eben nicht durch die Vorstellung, sondern nur durch die Erfahrung gelöst werden können. Man muß das ganze amerikanische Leben und Wesen — Staat und Gesellschaft — durchschaut haben, ehe man im Stande ist, Ehe und Familie richtig zu würdigen. Die folgenden Notizen machen daher keinen Anspruch darauf, mehr als eine approximative Idee zu geben.

Die Familie steht früh auf, um 5 Uhr im Sommer, um 6 Uhr im Winter. Die Schlafenden werden durch die Glocke oder chinesische Trommel geweckt, die von Thür zu Thür umgeht. Von 7—8 Uhr findet das Frühstück statt, wie in England, aus mehreren Gerichten von Fleisch, Eiern, Kuchen, nebst Thee oder Kaffee bestehend. Es ist ein Familienmahl, an dem alle Glieder der Familie theilnehmen und wobei die Frauen in fertiger Toilette erscheinen. Einzelnen wird nicht besonders aufgetragen, Jeder muß zur Stunde da sein. Dem Sprüchwort: „Morgenstund hat Gold im Mund“ gemäß, ladet man gern Freunde und Gäste dazu ein, mit denen die Unterhaltung dann frischer fließt, als am

Abend. Vor Beginn des Mahles wird, wie bei jedem andern, ein kurzes Gebet durch den Vater oder ein anderes Familienglied gesprochen. Nach Beendigung desselben geht Jeder an sein Tagewerk. Die Männer eilen ins Geschäft, die Kinder in die Schulen, die Mutter und erwachsenen Töchter an ihre Arbeit. Letztere ist, wie schon bemerkt, unter die weiblichen Individuen der Familie vertheilt. Die einzelnen Geschäfte wechseln, mit Ausnahme der Schule, welche stets dieselbe Lehrerin, Mutter oder älteste Tochter, hält, nach einem Turnus unter ihnen ab. Die Eine führt die Küche, die Andere hilft beim Aufräumen der Zimmer (die Herrenstuben allein liegen dem Gesinde ob), die Dritte besorgt Commissionen u. s. w. Mit der Wäsche haben die amerikanischen Damen, Dank den Waschmaschinen, nichts zu thun. Ebenso trägt kein Mensch gestrickte Strümpfe, und wird die Zeit, die darauf verzettelt werden müßte, auf Besseres verwendet. Ferner sind Sticken und Stickereien nicht sehr beliebt und gelten als außer Verhältniß zu praktischen Beschäftigungen stehend. Von diesen nennen wir zunächst das Nähen. Dasselbe

wird jetzt mit Nähmaschinen betrieben. Jede größere Familie besitzt eine solche und besorgt damit selbst ihr Nähwerk. Wie verbreitet diese Thätigkeit ist, erhellt daraus, daß fast jedes Kirchspiel seinen Nähverein — gewöhnlich beim Herrn Pfarrer oder seiner Gattin — hat. Die Rolle solcher Nähvereine, namentlich am Lande, schildert unter Anderm der eben erschienene Roman Bayard Tailors: „Hannah Thurston, oder die Emancipirte.“ Das Halten von Dienstboten ist bekanntlich sehr kostspielig und so müssen die amerikanischen ladies mehr „ordinäre“ Arbeit verrichten, als unsere Frauen. Das Abwischen des Staubes z. B. versieht kein Dienstmädchen; Hausfrau und Töchter thun es im ganzen Hause, wobei sie Handschuhe anziehen. Eine fernere Plage ist das Teppichaufziehen, das sich auf fast alle Zimmer und das Stiegenhaus erstreckt. Nur Frauen reicher Häuser können sich ihr entziehen, und es durch Dritte machen lassen, die anderen sind genöthigt, selbst Hand anzulegen. Der ladyship geschieht dadurch kein Eintrag, vielmehr stellt es diese in ein besseres Licht. So traf

ich eines Tages die Verfasserin des obigen Sonetts, auf der Stiege kauernd und den Fußteppich anheftend. Ich wollte mich entfernen, sie hielt mich aber zurück, indem sie sagte: „Kommen Sie nur weiter, jetzt bin ich Stubenmagd und Abends lady — Sie kennen bis jetzt nur jene und können einmal auch diese sehen." In der That ist es diese Vereinigung von Stubenmagd und lady, auf die sich die Amerikanerinnen sehr gut verstehen und die ihnen einen exceptionellen Reiz verleiht. Man kann darin das große Problem, das bisher nur Aufgabe der Kunst war, Ideales und Reales zur vollen Einheit zu verschmelzen, als im Leben selbst gelöst erblicken. Die Amerikanerinnen sorgen auch dafür, daß diese Kunst nicht aussterbe, sondern sich immer weiter ausbilde. Jede ächte Yankeemutter erzieht und schult ihre Töchter von Jugend auf dazu. Sie dressirt die Fräuleins eben so sehr, gute Stubenmädchen als vollendete ladies abzugeben. Die Töchter thun dasselbe seinerzeit mit ihren Töchtern und da ein gleiches Verfahren auf männlichem Gebiet befolgt wird, so sind beide Geschlechter bezüglich ihrer

Fortentwicklung im vollsten Einklang. Idealismus und Realismus, Princip und Thatsache reichen sich derart die Hand, um einen neuen Kulturzustand zu begründen. Wer das nicht glauben will, der betrachte nur die Formen, welche die Mitglieder einer Yankee-familie unter sich beobachten.

Wenn die Frauen nicht in anderen Theilen des Hauses beschäftigt sind, so verweilen sie in ihren Stuben. Der Eintritt zu diesen wird, mit Ausnahme des Arztes und der Geschwister, Niemandem gestattet. Selbst Brüder, die ihre Schwestern sprechen wollen, lassen sich anmelden und geben sich zu diesem Ende das Stelldichein im parlour. Der Verkehr ist darum zwischen ihnen nicht weniger geschwisterlich, im Gegentheile wird er edler. Auch Freundinnen empfangen sich in der Regel nur im parlour, und blos ausnahmsweise, bei Unwohlsein u. dgl. im Wohnzimmer. Freunde, Kostgänger, die im Hause wohnen u. s. w., dürfen selbstverständlich mit Damen nur im Sprech-, oder bei Tisch im Speisezimmer reden.

Das Speisezimmer öffnet sich um 1 Uhr wieder,

wo der lunch — ein Imbiß von kaltem Fleisch und Brod, zuweilen mit Thee — verzehrt wird. Die Männer nehmen ihren Theil meist in's Geschäft mit oder an der bar (Tischschranke) eines Gasthauses ein. Die Zeit des Nachmittags wird zwischen Studien, Lectionen, Empfang der sogenannten dayvisitors, die gewöhnlich gegen 3 Uhr kommen, einem Spaziergang u. s. w. zugebracht. Gegen 5—6 Uhr kehren die Herren zurück und um 6 Uhr wird zum Diner geläutet. Dasselbe umfaßt außer Dessert und Suppe, die nicht täglich vorkommt, durchschnittlich zwei bis drei Gänge. Weine und Spirituosen sind, die ersteren schon wegen ihres hohen Preises, in der Mehrzahl der Familien streng verpönt *). Nach vollendetem Mittagsmahl begibt sich die ganze Familie in den parlour. Hier bleibt sie beisammen und unterhält sich gemeinschaftlich mit Gespräch, Musik, Lecture u. dgl.

---

*) In manchen boarding-Häusern wird gleich beim Eintritt ausbedungen, daß die boarder bei Tische keinen Wein trinken.

Der Vater theilt die Neuigkeiten der Stadt mit, die Mutter erzählt von den Vorgängen im Hause, die Kinder von ihrem eigenen Thun. Nur ausnahmsweise geschieht es, daß ersterer Abends ausgeht, um einen Besuch bei Freunden abzustatten. Nie wird aber ein amerikanischer Familienvater seine Zeit im Wirthshause zubringen. Dieses Factum ist ganz absolut und genügt für sich allein, die amerikanische Familie von jeder anderen, namentlich der deutschen, wesentlich zu unterscheiden. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Unterschied näher einzugehen und eines unserer liebsten Vorurtheile anzugreifen; allein die Bemerkung mag erlaubt sein, daß die Deutschen solange keine politische Nation werden können, als ihre Familienväter regelmäßig jeden Abend im Wirthshaus oder Kasino sitzen. Staatsleben und Wirthshausleben sind zwei diametrale Gegensätze, die selbst in dem freiesten Land der Welt nicht mit einander zu vereinen sind. Die Behauptung ist so wahr, daß bei den Einwanderern in Amerika das Verständniß der amerikanischen Zustände mit dem Augenblicke anfängt, wo

sie den Geschmack am Kneipen verlieren. Die Amerikaner halten den Fremden daher auch erst für akklimatisirt, wenn er seine Wirthshausgewohnheiten ablegt und dafür die amerikanischen Familiensitten annimmt. Nachträglich, wenn er sich daran gewöhnt hat, erkennt er ihren Werth selbst an und hält an ihrer Beobachtung sogar strenger fest, als der Eingeborene. Dann geht er wol manchmal in seiner Pedanterie zu weit und fordert Freunde und Bekannte, die bei ihm zu Besuch sind, selbst zur Befolgung der Sitte auf. Wir erinnern uns z. B. einer Gesellschaft, welche der Hausherr, ein deutscher Kaufmann, die Uhr aus der Tasche ziehend, mit den Worten aufhob: „Meine Herren, es ist eilf Uhr." Das ist die Zeit des Rückzugs an Empfangsabenden. Sonst trennt sich die Familie um 10 Uhr.

Der eigentliche Familientag aber ist der Sonntag. Die Familie feiert ihn gemeinsam. Sie verrichtet ihre Hausandacht gemeinsam, besucht die Kirche — Vor- und Nachmittags — gemeinsam, und verlebt die übrige Zeit in gemeinsamer religiös-geistiger Anregung. Den

Impuls und Stoff dazu bietet in der Regel die Predigt, deren Form und Inhalt im Allgemeinen mehr praktisch-rösonnirend, als dogmatisch und erbaulich gehalten ist. Man bespricht dieselbe zu Hause, knüpft seine Gedanken daran und geht in das Detail der angeregten Fragen ein. Wenn gleich die Discussion nicht immer zu einem Resultat führt, so hat sie doch den Vortheil gemeinsamer Thätigkeit und Denkübung. Die Familie wird dadurch ein Fruchtbeet mancher edlen That und Grundsätze.

Wir schließen dieses Kapitel, das wir mit den Worten eines amerikanischen Autors eingeleitet, mit dem Citat aus einem deutschen Schriftsteller. Adolf Douay bemerkt in seiner kürzlich veröffentlichten Schrift: „Land und Leute in der Union:“

„Es ist eine Thatsache, daß der Yankee seine Häuslichkeit nach Art des Engländers ausschmückt, wohnlich, bequem, einsam und gesund anlegt und erhält, und wo er nur irgend kann, mit einem Garten umgibt. Er thut es, weil er in ihr sein Glück, sein Behagen, seine wahre Erholung sucht, und dies wäre ohne ein

genußreiches Familienleben doch wol sehr schwer. Wenn er für seine Frau und Kinder fleißig gärtnert, für eine gute Bibliothek, ein Piano und Notenvorrath, und schöne Kupferstiche und Bilder gesorgt — und alles dieses fehlt selten in einem Yankeehause — in Gegenwart seiner Frau nie Tabak raucht, und wo möglich auch keine Zeitung liest (er thut das gewöhnlich auf dem Wege von oder nach dem Geschäftslocale); so ist die Annahme berechtigt, daß ihm zu Hause wohl wird. Es kommt selten vor, daß die Frau sich ausschließlich Frauengesellschaft in's Haus bittet, welche den Mann aus demselben vertreibt, oder daß der Mann lauter Männer einladet, vor denen seine Frau und Töchter in ihre Gemächer weichen müssen. Gegenseitige Besuche der Familien und Einladungen von Gästen sind häufig, die Geschlechter sind aber da in der Regel vereint, und gerade darin hat noch jeder gebildete Deutsche, welcher in solche Kreise Zutritt gefunden, hohen Genuß und mächtigen Reiz anerkennen müssen. Es ist deßhalb auch erklärlich, warum Mischehen zwischen Deutschen und Amerikanern so häufig und immer häufiger vor-

kommen. Die gebildeten deutschen Männer, welche vor 1850 einwanderten, mußten allerdings aus Mangel an passenden deutschen Frauen sich nach Amerikanerinnen umsehen; allein seitdem ist ein ansehnlicher Nachwuchs gebildeter deutscher Mädchen entstanden, und wenn trotzdem die berührte Wahlverwandtschaft sich bethätigt, so beweist das zu Gunsten der Amerikanerinnen als Ehefrauen. Nicht anders ist es mit dem umgekehrten Verhältniß: Ehen zwischen deutschen Mädchen und Yankees nehmen mehr und mehr zu, was allerdings seinen Grund in der größeren Wirthschaftlichkeit der ersteren hat. In allen den zahlreichen Fällen dieser Art, welche in unsere unmittelbare Beobachtung getreten sind, offenbarte sich ein angenehmes Eheverhältniß, und die älteren Ehen dieser Art haben ausnahmslos vortreffliche Kindererziehung zu Tage gefördert. Gerade bei solchen Mischehen kann ein Fremder am leichtesten in das häusliche Leben der Yankees einen prüfenden Blick werfen; von ihnen kann er sich den Maßstab für das holen, was er an den Ehen zwischen Yankees mehr aus der Entfernung

beobachtet. Und alle urtheilsfähigen Beobachter, welche wir je darüber befragt, stimmten mit uns darüber überein, daß die Yankee-Ehe sich mehr auf gegenseitige Achtung, als auf eigentliche Liebe gründet, aber dem kälteren Yankee eben denselben Grad von Befriedigung gewährt, als uns warmblütigeren Deutschen die größere Vertraulichkeit und tiefere Gefühlsregung, welche unserem Eheleben ein Bedürfniß ist."

* * *

VIII.

Europäische Vorurtheile.

Wir greifen aus der Masse nur zwei heraus.

„Alles recht schön“ — sagt man — „aber nicht gemüthlich.“

Ueber diesen Einwand läßt sich streiten. Das Gemüthliche ist Geschmackssache. Jedweder hat seine eigene Art, gemüthlich zu sein. Der Bauer eine andere als der Gelehrte, und der Edelmann eine andere, als der Kaufmann. Die Gemüthlichkeit ist ferner nach Zonen und Ländern verschieden. Der Nordländer gemuthet sich anders als der Südländer, und der Continentale anders als der Insulaner. Sie unterscheidet sich noch weiter nach Völkern und Staaten. Der Franzose sieht in ihr etwas Anderes als der Deutsche, und der Russe etwas Anderes als der Spanier. Das Gemüthliche trennt endlich die Racen.

Die Romanen stößt die Gemüthlichkeit der Germanen und die Germanen die Gemüthlichkeit der Romanen ab. Trotzdem hält wie in Sachen des Geschmacks ein Jeder, seine Art zu sein, für die beste und bespöttelt gern alle anderen. Auch glauben Viele, denen jede Gemüthlichkeit fehlt, sie allein zu besitzen. Was ist also gemüthlich?

Um in keine philosophische Dissertation einzugehen, bleiben wir beim vorliegenden Fall.

Es handelt sich um die amerikanische Gemüthlichkeit im Gegensatz zu der unseren. Beide — die amerikanische und die deutsche — sind gleichen Ursprungs; sie entspringen der germanischen Race. Die Germanen unterscheiden sich von den Romanen unter Anderem auch durch den Begriff des mind, Gemüths. Was dieser Begriff eigentlich bedeutet, läßt sich schwer sagen. Es hat ihn noch Niemand definirt, noch in seinen Elementen nachgewiesen. Wir wollen darunter im Allgemeinen das Gefühl der Behaglichkeit im Ausleben seiner Individualität verstehen. In diesem Sinne ist die Gemüthlichkeit allen drei Zweigen

der germanischen Race eigen. Jeder Zweig derselben, der deutsche, englische und amerikanische, besitzt das Wohlgefühl dieses Auslebens. Doch nimmt es bei jedem eine andere Form und Modification an, und zwar richtet sich diese nach dem besonderen Charakter des Stammes. Bei dem Engländer sind die drei Wesenseigenschaften des Menschen — Vernunft, Herz, Wille — im Gleichgewicht; das Herz oder Gemüth steht neben der Denk- und Willenskraft in der Mitte. Im Amerikaner wiegt die Willens- über die Denkkraft, und beide über das Gemüth vor; das letztere steht zu unterst. Beim Deutschen wiegen Gefühls- und Denk(-Vorstellungs)vermögen über die Willenskraft vor; das Gemüth steht zu oberst. Diese verschiedene Zusammensetzung des Charakters zieht eine verschiedene Art von Gemüthlichkeit nach sich. Die Gemüthlichkeit des Engländers ist praktisch, warm und verständig, die Gemüthlichkeit des Amerikaners energisch, abstract und zurückhaltend, die Gemüthlichkeit des Deutschen passiv, innig und mittheilsam. Was insbesondere die deutsche und amerikanische betrifft, so stehen sie einander schroff

gegenüber. Die Gemüthlichkeit des Amerikaners ist die des Handelns, die Gemüthlichkeit des Deutschen die des Leidens. Welche ist die vorzüglichere? — Die Frage ist verfänglich. Man wird vielleicht unsere Analyse angreifen und dem Deutschen nicht weniger Thatkraft beimessen. Darüber streiten wir nicht, denn es ist, wie gesagt, Geschmackssache. Chacun à son goût. Wir verhehlen jedoch den unseren nicht, und gestehen — die amerikanische Gemüthlichkeit ist uns lieber. —

Das zweite Vorurtheil betrifft die amerikanische Hausfrau.

Die amerikanische Hausfrau ist eine Zielscheibe europäischer médisance, und das Bild, das man von ihr entwirft, fast stereotyp geworden. Nach diesem liegt die amerikanische lady von Früh bis Abends im Lehnstuhl, gähnt und liest Bücher und thut nichts im Hause. Dieses Bild wurde in der deutschen Presse geflissentlich ausgemalt und verbreitet. Je länger man daran malte, desto schlechter wurde es, bis zuletzt die bloßen Farben ohne Zeichnung zurück blieben. Der

Zweck war, die deutschen Hausfrauen herauszustreichen und sie vor amerikanischen Idiosynkrati n zu bewahren. Inwiefern dieser Zweck erreicht wurde, wissen wir nicht, doch waren die dazu angewandten Mittel verwerflich. Um die Wahrheit oder Falschheit jenes Bildes zu beurtheilen, dürfte schon das bisher Gesagte genügen. Doch wollen wir einige Widersprüche hervorheben, welche das Porträt enthält, und die auch Derjenige erkennt, der nicht in Amerika gewesen.

Der erste Widerspruch ist, daß die amerikanischen Frauen zwar viel lesen und sich geistig unterhalten, daß sie aber bigott seien und weder tanzen, noch in's Theater gehen. Wenn dies aber der Fall ist, so beweist dies, daß die amerikanischen Damen mehr Zeit zur Lectüre, als die Damen unserer Großstädte haben, daß folglich der Vorwurf des Zuviellesens unbegründet ist.

Ein zweiter Widerspruch besteht darin, daß man den Amerikanerinnen Kochtalent und wirthschaftlichen Sinn abspricht und andererseits doch mittheilt, wie

praktisch und auf das Einfachste die amerikanische Küche und Wirthschaft eingerichtet ist. Wenn aber Beides richtig, so beweist dies, daß der Amerikanerin mehr Muße bleibt, sich mit vernünftigeren Dingen, wäre es auch nichts weiter als Lectüre, zu beschäftigen.

Ferner heißt es, daß die amerikanische Hausfrau nicht mit Hand anlegt, sondern sich nur bedienen läßt, daß aber die Löhne sehr theuer und nur reiche Familien mehr als einen Dienstboten zu halten im Stande sind. Wenn dies sich aber so verhält, müssen wir abermals fragen, wie kommt es, daß das amerikanische Haus — wie man uns zugleich sagt — ein Muster von Comfort und Nettigkeit ist, und daß man es überhaupt schon in früher Stunde aufgeräumt findet? Thut das der eine Dienstbote allein, oder helfen die abwesenden Männer mit, oder sind in Amerika vielleicht alle Familien gleich reich?

Man sieht, solche Widersprüche bedürfen keiner Widerlegung; sie widerlegen sich selbst. Diejenigen, die sich ihrer schuldig machen, sind gewöhnlich Leute, die das häusliche Leben der Amerikaner gar nicht kennen.

Wie schwer die Erlangung dieser Kenntniß ist, haben wir schon gesagt und deutet auch Douay in dem oben aufgenommenen Citat an. Trotzdem wiederholt auch er den Vorwurf, daß die Amerikanerinnen nichts von Kochkunst, Nähterei und Wirthschaft verstehen, und größere Ansprüche auf Putz, Wohnung, Dienerschaft u. s. w. erheben, als deutsche Hausfrauen. Man kann das nur auf eine Verschiedenheit der Begriffe reduciren, die nachgerade auch in Deutschland, nicht blos bei den Gebildeten, andere geworden sind. Eine deutsche Hausfrau, die noch am Waschtrog Gefallen findet, gehört auch bei uns zu den Seltenheiten und wird als wahre Krähwinklerin belächelt.

Rücksichtlich der Amerikanerinnen kommt dann noch ein Umstand in Erwägung. Die Herren, welche die deutsche und amerikanische Hausfrau in Parallele stellen, vergessen meist den Vergleich durchzuführen. Sie sagen zwar, was die amerikanische Frau besitzt und beansprucht, aber sie erwähnen nicht, was sie im Vergleich mit der deutschen entbehren muß. Eine Frau, die wie die Amerikanerin, außer ihrer Lectüre,

einigen Concerten und Vorlesungen — und auch diese nur in größeren Städten -- nichts hat, was sie geistig anregt und ihr ein höheres Vergnügen bereitet, dürfte, so glauben wir, wol das Recht haben, ihre Wünsche noch auf einige andere Dinge zu richten.

* * *

IX.

Die Stellung der Frauen in der Politik, Pädagogik, Religion, Kunst (Musik, Poesie, Skulptur), Wissenschaft (Medicin, Astronomie), Literatur, Moral, Arbeit.

Die Stellung der Frauen in der Politik denkt man sich in Europa anders, als sie wirklich ist. Man stellt sich vielfach vor, die amerikanischen Frauen trieben praktische Politik und hätten auf ihren Gang unmittelbaren Einfluß. Diese Vorstellung ist jedoch ohne Grund und im Widerspruch mit dem thatsächlichen Verhältniß. Allerdings sind die Amerikanerinnen gute Patriotinnen und nehmen an dem Schicksale ihres Landes warmen Antheil, aber ihre Stellung zum Staats- und Parteileben selbst ist eine durchaus mittelbare. Nur ausnahmsweise — nach Zeit und Personen — geht sie in eine unmittelbare über, indem eine oder die andere Frau, die das Zeug dazu hat,

direct in das politische Getriebe eingreift. Die große Mehrzahl der Amerikanerinnen bleiben in ihrer weiblichen Sphäre und suchen von dieser aus ihre patriotischen Pflichten zu erfüllen. In dem Maße, als ihnen dies mehr oder weniger gelingt, theilt man sie dann in mehr oder weniger „active" Mitbürgerinnen und Parteifreundinnen ein. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß die öffentliche Sphäre, welche die Frau in Amerika besitzt, eine umfangreichere ist, als in Europa und daß daher Manches, was dort noch innerhalb ihres Kreises liegt, bei uns außerhalb desselben fällt. Im Interesse eines politischen Princips z. B. Romane schreiben, wird auch in Europa als nicht unweiblich betrachtet werden, aber mit dem Glaubensbekenntniß einer Partei herumreisen und dafür öffentliche Vorlesungen halten, dürfte sich mit dem Zartgefühl einer Europäerin kaum vertragen. Dennoch läßt sich schwer sagen, ob diese Unverträglichkeit dem wahren Frauenwesen an sich widerspricht, oder ob sie nicht von der Gewohnheit einer blos conventionellen Sitte, also einem Vorurtheile, herrührt. Daß in einem so vorwiegend mit Denk- und Willenskraft

begabten Volke, wie das amerikanische, auch die Frauen verständiger und willenskräftiger sein müssen, als in anderen Ländern, deren nationaler Charakter Thatlosigkeit ist, versteht sich wohl von selbst. Daraus folgt aber noch nicht, daß die Eigenschaften der Amerikanerinnen Fehler seien, und daß etwa jene Frauen, die diese Vorzüge nicht besitzen, das bessere Theil erwählt und gar als Muster zu gelten hätten. Wenn solche Folgerungen von Europäerinnen ausgehen, so erscheint dies aus verschiedenen Gründen begreiflich; wenn sie aber sonst urtheils- und thatfähige Männer, wie z. B. Douay, aufstellen, so ist das nicht blos befremdend, sondern geradezu unbegreiflich und selbst unverzeihlich. Als Erklärung und Entschuldigung dafür kann nur die Annahme dienen, daß hinter derartigen Urtheilen noch ein Rest unverdauter deutscher Sentimentalität verborgen liege, die somit selbst der freieste Deutsche nie gänzlich los wird. Wir, denen die Freiheit höher steht als Alles, wollen uns diesem Vorwurf nicht aussetzen, und finden daher Thatsachen, wie die folgende, welche der Washingtoner

Correspondent der „A. Allgemeinen Zeitung" mittheilt, selbst wenn sie — was wir bezweifeln — wahr wäre, vollkommen in der Ordnung.

„Der Eifer der Abolitionisten und Abolitionistinnen für ihre Principien ist erstaunlich. Es gingen aus dem Norden eine Menge Damen, alte und junge Jungfern, nach Port Royal in South-Carolina, um die kleinen Neger lesen und beten zu lehren. Diese begeisterten Jungfrauen begnügten sich damit nicht, sondern beschlossen, mit gutem Beispiel voranzugehen und die Vermischung der beiden Racen anzubahnen. Sie thaten das mit solchem Erfolg, daß nicht weniger als vierundsechzig von diesen Jungfrauen mit vierundsechzig kleinen Mulatten innerhalb der letzten Monate niedergekommen sind. Höchst lobenswerther Eifer in einer guten Sache! Dieses Factum wird in den Zeitungen mitgetheilt und von einem Geistlichen, der zugleich Oberstlieutenant des ersten Süd-Carolina-Regiments ist, als „eine traurige Wahrheit" bestätigt (Beilage zu Nr. 112)."

Unter den Abolitionistinnen, die nicht nach Carolina gingen, aber sich in anderer Weise als „active" auszeichneten, verdienen genannt zu werden: Mrs.

Beecher-Stowe, die bekannte Verfasserin der Negerromane Uncle Tom, Dred u. s. w. — Lydia Maria Child, „a powerful writer against slavery,“ eine gewaltige Schriftstellerin gegen die Sklaverei — die Schwestern Sarah und Angelika Grimké aus Süd-Carolina, welche als abolitionistische Vorleserinnen die Union bereisen — endlich drei Fräuleins Weston von Massachussets, in allgemeiner Agitation thätig.

Einen größeren Einfluß als in der Politik haben die Frauen in der Pädagogik. Wie die Erziehung im Hause, versehen sie auch den Unterricht in der Schule. Die Mehrzahl der Lehrer an den Volksschulen sind Frauen, die als Unterlehrer, assistant teacher, unter einem Oberlehrer, principal, stehen. Auch an höheren Schulen wird der Unterricht oft von ihnen ertheilt. So ist uns eine Schule in einem kleineren Städtchen von Massachussetts bekannt, wo eine Lehrerin Knaben von 14 Jahren Geometrie und Trigonometrie vorträgt. Die Rangens hörten nicht nur aufmerksam und wißbegierig zu, sondern benahmen sich auch gentlemantike und bescheiden.

Ueberhaupt soll, nach der Versicherung der Amerikaner, der Respekt bei Frauenlehrern nicht leiden, sondern gewinnen. Die bloße Erscheinung einer Frau beseitige Vieles, was abzuthun dem männlichen Lehrer schwer fällt. Amerikaner sprechen in späteren Jahren oft mit Vergnügen von dem Unterricht, den sie in der Jugend bei Frauen genossen. Diese Freude erstreckt sich auch auf die Lehrbücher, welche sie studirt haben und die von Frauen verfaßt wurden. Besonders wird Emma Willard's „Geschichte der Union," noch mehr aber ihre „Botanik" wegen ihrer liebenswürdigen Wirkungen gerühmt.

Nächst der Politik und Pädagogik sind die Frauen am stärksten in der Religion. Hier ist ihre Thätigkeit jedoch mehr eine occulte. Man erkennt sie erst an ihren Folgen, seien es Proselyten, seien es neue Sekten. Wo irgend eine neue Glaubensrichtung entsteht, kann man sicher sein, daß sie hauptsächlich Frauen geschürt und genährt haben. Die freie Gemeinde des Predigers Parker in Boston z. B. verdankt vornehmlich dem Religionseifer der Frauen ihr Dasein.

In der Kunst erstreckt sich ihr Einfluß hauptsächlich auf Musik und Dichtkunst. Die Amerikaner halten sich für ein musikalisches Volk, doch ist dieser Anspruch nur mit Einschränkung giltig. Sie verwechseln Neigung und Liebe mit dem Talent dafür. Dieses haben sie nur negativ, receptiv und executiv, aber noch nicht productiv. Frauen und Männern fehlt es meist an Stimme, woran das trockene Klima schuld sein mag. Gleichwol besitzen sie viel musikalisches Interesse und Verständniß. Ich fand davon nirgends so viel vor als bei den Musikfreundinnen New-Yorks und Bostons. Diese geben dort, so zu sagen, den musikalischen Ton an. Musikstücke wie Künstler bedürfen ihrer Protection und müssen, um zu reussiren, sich dem einem oder anderen Frauenkreise anschließen.

Ueber die Leistungen der Frauen in der Poesie liegen gedruckte Beweise vor. „Die weiblichen Poeten von Amerika," ein Sammlungswerk von R. W. Griswold umfaßt bei 70 Dichterinnen. Ein französischer Kritiker wundert sich zwar, daß darin so wenig von

Liebe die Rede sei; allein das ist leicht erklärlich. Sie wird eben im Leben verbraucht und fehlt dann in der Dichtkunst. Uebrigens sind die poetischen Publikationen nicht maßgebend. Eine Menge Gedichte gelangen nicht zum Druck und bleiben nur kleinen Kreisen zugänglich. Trotzdem sind gerade diese höchst bedeutsam und verdienen die Veröffentlichung mehr als alle anderen. Wie die Dichterinnen, wurden auch „die weiblichen Prosa-Schriftsteller von Amerika mit Porträts, biographischen Notizen und Mustern aus ihren Schriften, von John J. Hart, LL. D." gesammelt. Diese Sammlung bleibt aber hinter ihrer Aufgabe zurück. Der Geschmack des theologischen Herausgebers scheint nicht der beste. Sonst zweifeln wir nicht, daß die weibliche Prosa ebenso stark, wie die weibliche Poesie ist.

Ein drittes Gebiet der Kunst, das in Europa Frauenhände gar nicht pflegen, das aber in Amerika ausübende Vertreter findet, ist die Sculptur. Die Union besitzt zwei Bildhauerinnen, die über das Gewöhnliche in ihrem Fach hinaus sind. Die eine ist

Harriett Hosmer in Watertown, Mass., die andere eine Miß Landers *).

Der Ruhm der Amerikanerinnen in der Wissenschaft hat sich bis nach Europa verpflanzt. Namentlich ist es die Medicin, der sie ihre Vorliebe zuwenden. Es gibt einige Hundert weibliche Aerzte — nicht Frauenärzte — im Lande, die ihre Ausbildung an dem Female medical College in Boston, dem eine Doktorin, Maria Zakrzewska (aus Berlin), vorsteht, erhalten. Manche gehen behufs ihrer weiteren Ausbildung auf Universitäten nach Europa, und in diesem Augenblicke sind mehrere Amerikanerinnen zu diesem Endzweck in Paris und Berlin.

---

*) Douay berichtet auch von amerikanischen Schauspielerinnen — (Miß Bateman) — und Kunstreiterinnen, die sich in Europa sehen lassen könnten. Uns ist ein solches Factum nicht bekannt und es müßte daher aus der jüngsten Zeit her sein. Das Theater gilt in Amerika noch für unmoralisch, und was die Kunstreiterinnen betrifft, so saß gewiß keine, die sich in Europa für eine Amerikanerin ausgibt, je auf einem amerikanischen Pferde.

Auch in der Astronomie haben sich Damen bemerkbar gemacht. Maria Mitchell von Nantucket erhielt z. B. für die Entdeckung eines Kometen die dänische Medaille. Diese Maria Mitchell nimmt mit noch einigen anderen Damen an allen Gelehrten-Versammlungen Theil, wo sie an der Seite von Männern, wie Agassiz u. A., bei den gründlichsten Verhandlungen mitspricht.

Die Stellung der Frauen in der Literatur würde einen Vortrag für sich beanspruchen. Zudem sind die Namen der berühmten Schriftstellerinnen auch bei uns bekannt. Ich erlaube mir, außer den schon oben Genannten, nur an einige zu erinnern. Die Romanschriftstellerinnen Sedgwick, eine der fruchtbarsten unter ihnen, Miß Cumming (Verf. des Lampenwärters), Mrs. Kirkland (Verf. der Western Clearings und anderer Urwaldgeschichten), stehen in erster Reihe. Unter den Dichterinnen heben wir Miß Julia Ward, später Mrs. Howe in Boston, hervor, ihre Gedichte zeugen von viel Phantasie und Gemüth. Eine originelle Erscheinung war Miß Marguerite

Fuller, nachmalige Gräfin Ossoli, die außer in selbstständigen Werken, viel publicistisch thätig war. Ihre literarischen Beiträge in der New-York Tribune und anderen Blättern nehmen in Form und Inhalt einen hohen Rang ein. Sie ertrank mit Mann und Kind bei ihrer Rückkehr von Europa in Folge eines Schiffbruchs. Unter den Schriftstellerinnen der jüngsten Zeit sind anzuführen: A. D. Whitney, Louisa A. Alcott, P. Akers, Lucy Larcom, Harriette Prescott, Gail Hamilton. Alle diese sind Mitarbeiterinnen des von der Elite amerikanischer Autoren herausgegebenen Atlantic Monthly.

Schlagend ist die Bedeutung der Frauen im Felde der Moral. Nach Dr. Julius Schrift über das Strafwesen in den Vereinigten Staaten, kommt in Amerika auf 20—30 bestrafte Männer eine verurtheilte Frau; in Rußland, wo das Verhältniß in Europa am günstigsten, auf 7, in England auf 5. Andererseits sind die Fälle nicht selten, wo Mädchen sich als Fabrikarbeiterinnen verdingen, um mit ihrem Lohn Brüder studieren oder den Vater nicht zahlungsunfähig werden

zu lassen. Beispiele von Frauen, die sich in der einen oder anderen Weise als Heldinnen gezeigt haben, werden in den Blättern häufig erzählt. So besiegte eine Frau Paxton aus Connectitut, die von ihrem Manne, einem Schiffs-Capitän, die Navigation gelernt, und wenn er krank war, das Schiff gelenkt hatte, als bei seinem Tode am Cap Horn eine Meuterei ausbrach, die empörte Mannschaft und führte das Schiff glücklich bis New-York.

Die Betheiligung der Frauen an dem Erwerb ist im Allgemeinen geringer, als man bei einem so vorzugsweise geschäftlichen Volk, wie die Yankees, erwarten sollte. Sie datirt erst seit neuerer Zeit. Die Frauen fungiren hier meistens als Verkäuferinnen im Kleinhandel. Für das Modistengeschäft zeigt die Amerikanerin weniger Geschick und Geschmack, und es wird meistens noch von Eingewanderten, besonders Französinnen, betrieben. Eher findet man sie bei Redactionen und Druckereien, wo sie die reinere und intelligentere Arbeit übernehmen. Doch gibt es Redactions- und Druckgeschäfte, die ausschließlich von Frauen geleitet werden.

Gegenwärtig fangen sie auch an, sich in Staats- und Privatbureaus als Beamte anzustellen. Seit Kurzem werden bei der Regierung in Washington Damen in der Administration verwendet, die sich durch Geschicklichkeit und Genauigkeit ihrer Aufgaben vor den Männern hervorthun. Außer diesen gibt es ferner Postmeisterinnen, welche dem Briefverkehr vorstehen. Eine Stelle, die fast nur von Frauen versehen wird, ist die Bibliothekarstelle in Lesegesellschaften, Instituten u. dgl.

* * *

X.

Die Feinde der Frauen.

Blicken wir zurück, so scheint es, daß die Frauen in Amerika nur Gutes, nichts Schlimmes erführen, bloße Freunde und keine Feinde hätten. Leider ist dies jedoch nicht der Fall und gilt auch in Amerika der Satz: Keine Regel ohne Ausnahme. Die Amerikanerinnen erfahren nicht blos Gutes, sondern auch viel Schlimmes, und haben nicht blos Freunde, sondern auch große Feinde. Ihre schlimmsten Feinde aber sind das Klima und das Civilrecht.

Ueber das amerikanische Klima sind in Europa noch sehr falsche oder gar keine Vorstellungen im Umlauf. Man hält es von dem europäischen nicht sehr verschieden, indem man sich eine Abweichung nur nach der höheren oder niederen Breitenlage denkt. Diese Meinung wurde hauptsächlich durch Berichte veranlaßt,

welche von oberflächlichen oder der Verhältnisse unkundigen Federn ausgehen. Reisende, die zu kurz im Lande weilen, oder klimatischen Einflüssen zu wenig ausgesetzt sind, um sie studieren zu können, haben in dieser Hinsicht viel Irrthümer verbreitet. Gleichwol kann den wahren Charakter eines Klimas nur Derjenige richtig beurtheilen, der seine Einwirkung auf sich selbst beobachtet und den Akklimatisationsproceß vollkommen durchgemacht hat. In Amerika dauert derselbe mehrere Jahre und fast ebenso lang wie die politische Naturalisirung, für welche die Verfassung der Union, wie bekannt, fünf Jahre festsetzt. Europäer, und namentlich Deutsche finden, daß sich nach dieser Zeit ihr Wesen nicht blos social und geistig, sondern auch physisch verändert hat, daß ihr ganzer Mensch ein Anderer geworden ist. So groß ist die Macht sowol des Klimas, als aller anderen Bedingungen, denen der Einzelne in der neuen Welt ausgesetzt ist. Ihre Herrschaft hört zu keiner Zeit auf und macht sich auch noch auf den Eingewöhnten, so wie den Eingebornen geltend. Unter den letzteren sind es aber vorzüglich die Frauen, die von

den Wirkungen des Klimas am meisten berührt werden. Am häufigsten äußern sich letztere in rheumatischen Affectionen, die sehr hartnäckig sind und gern in innere Leiden übergehen. Ein zweites Uebel ist die Dyspepsie, ein sehr verbreitetes Magenübel, das von dem Genuß schmalzigen Backwerks und selbst während des Winters getrunkenen Eiswassers herrührt. Die gewöhnlichsten und gefährlichsten Frauenfeinde aber sind Schwindsucht und Hektik. Die Amerikanerinnen neigen dazu von Natur hin, und diejenige hat von Glück zu sagen, die ganz davon befreit bleibt. Um ihnen zu entfliehen, werden junge Mädchen oft außer Landes, nach Europa oder Westindien, geschickt, damit sie die Zeit ihrer körperlichen Entwicklung in gesünderen Klimaten zubringen. Erst wenn die letztere vorüber und sie das dritte Decennium erreicht haben, kehren sie wieder zurück und können sich dem heimatlichen Klima, minder gefährdet, aussetzen. Manche dieser Gesundheitsemigrantinnen bringen in Folge dessen blos einige Jahre — oft nur die ersten ihrer Kindheit — in der Union zu, und empfangen ihre ganze Erziehung und Bildung

im Ausland. Trotzdem werden sie dadurch ihrem Vaterland nicht entfremdet, sondern sind ebenso gute und oft selbst stärkere Patriotinnen, als ihre Schwestern in der Heimat.

Der zweite Erbfeind amerikanischer Frauen ist das common law. Man versteht darunter, wie in England, die gesetzlichen Bestimmungen, welche die Verhältnisse der Bürger eines Staates untereinander nach dem Herkommen regeln. Das amerikanische common law oder Civilrecht ist im Wesentlichen dasselbe wie das in England; es wurde von den ersten Ansiedlern aus England mitgebracht und bis jetzt wenig oder gar nicht den politischen Principien der Republik gemäß abgeändert. Sein Fortbestand bildet also eine Anomalie, die mit der Fortentwickelung der letzteren nicht verträglich und früher oder später, wenn auch vielleicht nur allmälig, gewiß beseitigt werden wird. Am meisten darunter leidet die Stellung der Frauen, welche dem Ehemanne gegenüber fast jedes bürgerlichen Rechtes beraubt sind. Nach dem amerikanischen common law kann die Gattin nichts selbstständig besitzen

oder erwerben. Alles was sie an Vermögen mitbringt, gehört ihrem Gatten, dem das gesetzliche Verfügungsrecht darüber zusteht. Als das Haupt der Familie, ist er ihr gesetzlicher Vertreter und sie kann ohne seine Zustimmung sich giltig nicht verpflichten oder ein Versprechen annehmen. So lange sie mit ihm lebt, hat sie daher nur den Mit- und Fruchtgenuß an ihrem eigenen, wie an dem Eigenthum ihres Mannes. Selbst ihr Arbeitsverdienst fällt der Gütergemeinschaft zu, welche nur als eine Fiction zum Vortheile des Mannes da ist. So bestimmt das Gesetz und das Herkommen. Ausnahmen davon können nur auf Grund ausdrücklichen Contracts stattfinden, und werden im Allgemeinen selten vorgenommen. Der Amerikaner liebt nicht, sich von schlechten Gesetzen durch exceptionelles Handeln zu befreien, sondern er geht der Institution principiell zu Leibe. Diese Taktik wird auch von den amerikanischen Frauen angewendet, welche sich die Verkürzung ihres Rechtes, so lange es gesetzlich besteht, zwar gefallen lassen, aber als Corporation dagegen angehen. Ihr woman-rights-movement — Frauen-

rechts-, nicht Frauen-Emancipations-Bewegung — richtet sich gegen die Fortgeltung dieses schreienden Unrechts. Die allgemeine Devise des Weiberrechtes ist: Gleichheit der Frauen vor dem Gesetz, und diese wird von jeder Amerikanerin gebilligt. Nicht so ist es mit dem übrigen Theil des Programms, wornach die Frauen auch in anderen als Vermögensrechten dem Manne gleichgestellt werden. Darnach soll die Frau sich vor Gericht selbst vertreten, ein eben so gültiges Zeugniß, wie das des Mannes, ablegen, jedes besoldete Amt ihr offen stehen und sie selbst politisches Stimmrecht, nebst einem eigenen Beruf, ausüben können. Diesen Forderungen stimmt nicht mehr die Gesammtheit, sondern nur eine Anzahl, wenngleich die große Mehrheit aller Amerikanerinnen, zu. Auch wäre die Bewegung viel erfolgreicher gewesen, als sie es bis jetzt thatsächlich war, hätten sich nicht daraus zwei Fractionen entwickelt, die Geschmacklosigkeiten und Uebertriebenheiten begingen. Der ersteren machten sich die Bloomeristen schuldig, welche nach dem Vorgang einer Madame Bloomer, die Gleichheit auch

in der Kleidung suchten und Männerkleider anlegten. Die Erscheinung dieses Costums war jedoch von kurzer Dauer; es konnte sich vor dem Gelächter der öffentlichen Meinung nicht lange halten und zuletzt trat unter dem Schutze der letzteren die Polizei dagegen auf. Jetzt dürfte es kaum eine Amerikanerin geben, die in männlichen inexpressibles und Blouse sich auf der Straße sehen läßt. Länger währte eine andere Richtung, welcher principielle Fragen wichtiger erschienen, als die Kleidung. Wir meinen die Fraction der „freien Liebe" — free love — welche in der Partei der Weiberrechtler die äußerste Linke bildet. Die Tendenz dieser Fraction ist auf Hinwegräumung aller Gesetze gerichtet, welche in Amerika dem freien Verkehr der Geschlechter oder der geschlechtlichen Freiheit des Verkehrs entgegenstehen. Die free lovers verlangen die Aufhebung aller Gesetze, welche die Ehe und die daraus entspringenden Rechte und Verpflichtungen betreffen. Nach ihrem Wunsche soll dieses Alles dem freien Uebereinkommen der Betheiligten überlassen bleiben, und auch die Kinder, im Fall der Trennung

beider Gatten, nach gegenseitigem Belieben vertheilt und erzogen werden. Die weitere Consequenz würde sein, daß Bigamie, Polygamie und Polyandrie nicht gerade absolut verwerfliche, unter Umständen vielmehr recht nützliche Einrichtungen sein können. Dieser mormonische Grundsatz wurde in der That von einigen free lovers öffentlich aufgestellt und wie bei den Mormonen, als eine höhere Form der Gesellschaft, in Schriften vertheidigt. Die Folge davon war, daß sich in der Publicistik ein Federkrieg entspann, der mit der moralischen und socialen Niederlage der Fraction endete. Die liberalen Journale New-Yorks denuncirten das Local, wo die free lovers zusammen kamen, und die Polizei hob hierauf die Gesellschaft, als der höheren Unsittlichkeit verdächtig, in corpore auf. Die Verletzten wurden zwar gegen die Polizei klagbar und es kam zur Verhandlung, der Proceß blieb aber ohne Resultat. Seitdem hat die Fraction ihren Boden, sowohl in New-York, als in anderen Städten, wo sie ihn noch weniger besaß, gänzlich verloren. Uebrigens gehörten zu ihren An-

hängern Leute von sonst geachteter gesellschaftlicher Stellung. Die Hauptführerin beider Fractionen — der Bloomeristen und der free lovers — ist Mrs. Lucy Stone, ein kleines, aber höchst gescheidtes und energisches Weibchen.

* * *

Schluß.

Die hohe Stellung der Frauen steht im Bewußtsein des amerikanischen Volkes fest. Sie hat im Laufe der Zeit an Stärke nicht verloren, sondern zugenommen. Dies muß anerkannt sein, wenn man nach ihrer Ursache frägt.

Als solche werden verschiedene angegeben. Ein Franzose findet sie in der Galanterie der Männer. Wilh. Roscher, der deutsche Nationalökonom, sucht sie, Aristoteles citirend, in den Colonialzuständen des Landes. Die Meisten sind geneigt, sie dem demokratischen Wesen des Staates zuzuschreiben. Alle diese Gründe sind ohne Zweifel von Bedeutung, sie reichen aber zur Erklärung der Erscheinung nicht hin. Der Rittersinn der Männer ist eher eine Folge, als Ursache derselben. Die Zeit der colonialen Rohheit, wo die Frau drakonisch geschützt werden mußte, ist lange vorbei. Das demokratische Wesen des Staates endlich

ist nur ein Ausdruck des Volkes. Der Grund muß daher in anderen Umständen gesucht werden.

Sehen wir zunächst auf das Wesen der amerikanischen Frau.

Die Frau besitzt im Vergleich zum Manne eine höhere Organisation. Sie ist die Quelle alles Idealen. Von ihr geht die wahre Bildung aus. Sie pflegt die humane Entwickelung und fördert den intellectuellen Fortschritt. Ohne sie gäbe es kein geistiges Leben. Das ganze Gebiet des Geistes gehört ihr. Sie ist daher die Seele der amerikanischen Cultur. Was Bogumil Goltz von der Frau verlangt, leistet die Amerikanerin vollständig: „Der Genius der Nation, der Zeit und Menschheit, erschafft sich aus dem Genius des Mannes. Das Genie der Frau soll das „Ewig-Weibliche“ dem Männlichen, die Natur dem Geiste vermälen. Das ist die absolute Satisfaction des Weltgeistes, das heilige Gesetz der Lebensökonomie. Des Weibes Seele bildet die Melodie zu der harmonischen Kunst und dem rhythmischen Geiste des Mannes.“

Die Frau übertrifft sodann den Mann durch ihre

individuelle Natur. Das Melodiöse ist das Individuelle. Dieses hat seinen Sitz im Gefühl. Je stärker das Gefühl, das Herz, desto stärker das Individuum. In ihrem Wollen sind Mann und Frau gleich stark. Aber sein Wille bezieht sich auf den Verstand, ihr Wille auf das Herz. Sie ist daher in Allem, wo es sich um Individuelles handelt, dem Manne überlegen. Ihre Natur ist individueller, ihre Individualität reicher, als die seine. Die Frau ist die geborne Repräsentantin des Individuums. „Heil dem männlichen Geschlecht," ruft Bogumil Goltz, „daß das Weib seine individuelle Natur so selten und schwer abzuthun vermag, denn so geschieht es, daß sie mit ganzer Seele dem Manne, und zwar dem Menschen im Manne, und wiederum der individuellen Natur im Menschen anzuhängen vermag, und daß sie sich mit ihrer ganzen Lebenskraft auf diese Liebe concentrirt."

Die Frau ist endlich die Hohepriesterin der Familie. In ihrer Hand liegt das Schicksal derselben. Sie gibt seine Richtung an und ertheilt den Impuls dazu. Die Natur des Mannes thut hiebei wenig. Er

kann weder viel hemmen, noch viel fördern. Das Seelische ist nicht seine Sphäre, und er hat darauf keinen Einfluß. Den Familiengeist bestimmt allein die Frau. Auch hier gilt ein Wort von Bogumil Goltz. „Selbst in einer mittelmäßigen Ehe ist die Frau mehr, als Mann und Kinder zusammen. Sie ist ein Wunder der Liebe, der sensitiven Mitleidenschaft, und einer Divination, die jeder sittlichen Inconvenienz vorzubeugen, jedes Unheil im Hause zu lindern versteht. Sie ist eine Herrin des Alltagslebens und seiner permanenten Quälereien. Verglichen mit des Weibes Virtuosität in der Ehe, ist der Mann nur ein plumper Mechaniker und Dilettant. Das Weib trachtet unendlich mehr danach, glücklich zu machen, als glücklich zu sein; dies ist das Räthsel der weiblichen Natur. Man sagt wohl: die Mutterliebe hat das Weib mit dem Thiere gemein; das aber eben ist ein Wunder aller Wunder, wie im Weibe das Thier mit dem Menschen, die Natur mit dem vernünftigen Geiste versöhnt wird; und es ist unsere männliche Schwäche, die Schwäche der Gebildeten, die Schwäche der Zeit: daß der In-

stinkt, das Gesetz und die Zeugungskraft der Natur so wenig mit unserm Geiste und unserer Bildung im Contact bleiben will!"

Die Frau hat demnach eine dreifache Stellung: sie ist die Vertreterin der Bildung, des Individuums, der Familie. Aber — Bildung, Individuum und Familie — sind die Grundpfeiler der neuen Welt. Indem sich daher die Frau mit ihnen identificirt, tritt sie an die Spitze der neuen Welt.

„Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrscht blos, weil sie sich zeigt."

Und diese Herrschaft ist vollkommen.

Wir stehen hier vor einer neuen, culturhistorischen Thatsache. Die Union ist der freieste und demokratischeste Staat, den wir kennen. Dennoch zeigt sich auch in ihm eine wirkliche Aristokratie. Beide, Demokratie und Aristokratie, bestehen sicher neben einander. Das Merkwürdige aber ist: die Demokratie vertritt der Mann, die Aristokratie die Frau.

Woher kommt dies? — Aus einem Princip.

Die neue Welt beruht auf einem großen Princip.

Es ist der Grundsatz der individuellen Selbstbestimmung. Noch hat kein Staat sich ausschließlich auf diesen Grundsatz gestellt, und die Union macht diesen Versuch zuerst. Das Eigenthümliche in ihr ist daher nur hieraus zu erklären.

Der Grundsatz der individuellen Selbstbestimmung hat zwei Seiten. Er macht das Individuum frei, und er macht alle Individuen gleich. Der Freie bringt seine ganze Natur zum Vorschein, der Gleiche achtet die Rechtssphäre aller Anderen. Die individuelle Selbstbestimmung schafft daher die Freiheit und die Ordnung.

Im Einklang damit gestaltet sich auch das Geschlechtsverhältniß. Die Selbstbestimmung nöthigt Mann und Frau, ihr volles Wesen zu entfalten. Beide thun es gleichmäßig und somit tritt ihre wahre Natur klar ans Licht. Dieselbe ist von der conventionellen wesentlich verschieden. Der letzteren zufolge vertritt der Mann das Besondere, die Frau das Allgemeine. Diese Anschauung ist nun falsch. Der wahren Natur gemäß, gehört dem Mann das Allgemeine, der Frau das

Individuelle. Zugleich vertheilen sich die Gaben und Aufgaben zwischen beiden anders. Der Mann hat die gröberen und niederen, die Frau die feineren und höheren Anlagen. Jener wirkt in der Sphäre des Staates, diese in der Sphäre der Gesellschaft. Der Gegenstand des ersteren ist die Masse, der δῆμος, der Gegenstand der letzteren sind die Individuen, die ἄριστοι. An sich ist zwar ihre Stellung gleich, aber thatsächlich wird sie ungleich. Die Frau, die Führerin der ἄριστοι erlangt ein Uebergewicht über den Mann, den Führer des δῆμος. Die Thatsache ist jedoch ganz consequent. In einer Welt, die auf das Individuum basirt ist, muß die Frau, als das eigentliche Individuum, berechtigter erscheinen.

Mit anderen Worten:

> in der neuen Welt herrscht das Individuum,
> die Frau ist das Princip des Individuums,
> folglich herrscht in der neuen Welt die Frau.

Das ist der letzte Grund der Erklärung.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.